N12<525277767 021
ubTÜBINGEN
LS

Scene aus dem Aufstand der Santhals.

Der Bauern-Aufstand in Bengalen.

1. Rückblicke auf die Santhals.

Im Laufe der letzten fünf Jahre hatte die brittische Regierung in Bengalen nicht weniger als vier Aufstände zu bekämpfen: zwei Militär-Revolten und zwei Bauern-Erhebungen. Von jenen war der erste jener furchtbare Ausbruch der eingeborenen Sipahi-Armee im Jahr 1857; der zweite hatte die europäischen Regimenter selbst ergriffen, als im Jahr 1859 die Regierung Indiens an die Krone Englands übergieng und somit die bisherigen Compagnie-Truppen in den Dienst der Königin einzutreten hatten. Die Regierung der Königin versäumte und verweigerte es, diesen Truppentheilen neues „Handgeld" zu gewähren, ungeachtet sie als geworbene Soldaten rechtmäßiger Weise nicht ohne neue Anwerbung, und somit nicht ohne neues Werbegeld von einem Herrn an den andern konnten übertragen werden. Entschlossene Verweigerung des Gehorsams und eine bedenklich drohende Haltung auf ihrer Seite nöthigte die Regierung, einen Compromiß mit ihnen einzugehen, und 10,000 Mann mußten auf Kosten der Krone nach Europa zurückgebracht werden, zu einer Zeit, wo sie in Indien so nöthig gewesen wären.

Wenn diese beiden Militär-Revolten uns in erschreckender Weise den unterhöhlten Boden zeigen, auf dem die englische Herrschaft in Indien steht, so haben uns die beiden Bauern-Aufstände der letzten fünf Jahre von einer andern Seite her die Gefahr enthüllt, von welcher England auf indischem Boden unaufhörlich bedroht ist. Wir meinen den blutigen Aufstand der Santhals im Jahr 1855, und die neue bedenkliche, obwohl rasch unterdrückte Erhebung der Rayats oder Ackerbauern gegen die Indigopflanzer im Krischnagor-Distrikt und andern

Gegenden. Die Bewegungen unter der ackerbauenden Bevölkerung Indiens sind in mehr als Einer Beziehung überaus wichtig für den Fortgang oder Stillstand der Mission. Denn einestheils bildet ja diese Klasse den breiten massenhaften Grundstock der ganzen Bevölkerung des Landes, und von ihrem Verhalten zum Christenthum hängt das endliche Loos Indiens ab. Anderntheils ist bis jetzt ja hauptsächlich aus diesem Stande der eigentliche Kern unsrer Missionsgemeinden erwachsen. In den Provinzen von Tinnevelly und Travankor im Süden der Halbinsel, auf unsern Baslerstationen im Malabar- und Cánara-Lande, in den Distrikten von Krischnagor und Nuddea in Bengalen, — überall sind es vor Allem die Bauern, welche den Hauptbestandtheil der Christengemeinden ausmachen, und aus ihnen rekrutirt sich noch immer die indische Missionskirche in vorherrschender Proportion. Es leuchtet ein, daß Alles, was die ackerbauende Bevölkerung Indiens bewegt, auch sofort die folgenreichsten Rückwirkungen auf die Mission ausüben muß. Während eine Militär-Revolution, wie die von 1857, fast wirkungs- und spurlos an der untern Volksklasse vorübergeht, muß ein Bauern-Aufstand den eigentlichen Lebensnerv der Mission gefahrdrohend berühren.

Die Verhältnisse und Zustände der indischen Rayats oder Bauern sind aber in der deutschen Missionswelt entweder noch sehr wenig bekannt, oder wenig beachtet. Es kann deshalb nur lehrreich sein, wenn wir denselben hier unsre Aufmerksamkeit zuwenden. Die neuesten Vorgänge in Bengalen geben uns hiezu willkommenen Anlaß. Gedenken wir jedoch zuerst des Aufstands der Santhals, der vor fünf Jahren so großes Aufsehen erregte, und dessen Charakter einige Aehnlichkeit hat mit den neuesten Ereignissen in den Indigo-Distrikten von Nieder-Bengalen.

Quer durch die Mitte Indiens, von dem Golf von Cambay an im Westen, bis an den untern Lauf des Ganges im Osten, fast parallel mit der nördlichen Gränzmauer des Himalaya, zieht sich die langgestreckte Kette der Vindhya-Gebirge; zwischen ihnen und dem Himalaya breitet sich das üppige breite Gangesthal aus. Den äußersten Ostpunkt der Vindhya-Kette aber bilden die Radschamehál-Berge, welche unmittelbar an die fruchtbaren Ufer des Ganges abfallen. Zerklüftet, von vielen tiefen Schluchten und Thalgründen durchfurcht, mit jähen dichtbewaldeten Abhängen gegen die Ebene abfallend, und am Fuß umgeben mit einem Gürtel feuchten Urwalds, der Behausung

der Tiger und Leoparden und dem Treibhaus tödtlicher Fieber, beherbergt diese Bergregion eine Reihe von Völkerschaften, die eben so sehr durch Abstammung und Körperbildung, als durch Sprache, Sitte und Religion sich von der Hindu- und Muselman-Bevölkerung der Ebene wesentlich unterscheiden. Wenn nicht Alles täuscht, so sind diese Bergvölker die Ueberreste der Ureinwohner Indiens, welche den brahmanischen und mongolischen Eroberern weder in leidendem Gehorsam sich unterwerfen, noch durch freiwilliges Eingehen in ihre höhere Bildung mit ihnen sich verschmelzen wollten. Während viele ihrer Brüder diese beiden letzteren Wege einschlugen, — woraus im ersteren Falle die Parias oder kastenlosen Auswürflinge, im letzteren besseren Falle die niedern Hindukasten entstanden, — zogen es die jetzigen Bergvölker des Vindhya-Gebirgs vor, ihre Freiheit und altväterliche Sitte durch die Flucht in die unwegsamen unwirthlichen Gebirge zu retten. Dort bilden sie heute noch, rings umgeben von einem üppigen und bedeutenden Culturvolke, ein inselartig abgeschlossenes, selbstständiges, in viele Stämme zertheiltes Geschlecht mit uralten primitiven Feudalzuständen, ohne Kaste, ohne brahmanischen Götterdienst, mit eigener Volkssitte und einem gewissen elenden Fetischdienste. Die Kohls (Coles), unter denen die Goßner'schen Missionare im Klein-Nagpur-Distrikt so reiche Ernte gefunden haben, die Bhils, von denen unsre Zigeuner stammen sollen, die Khunds, deren blutige Meria-Opfer bekannt sind, die Puhâris auf den Nadschamehâl-Bergen, — sie Alle sind Theile jener Gebirgsvölker.

Die letzteren, die Puhâris, waren es zuerst, mit denen die Britten in Berührung kamen. Vergebens hatten in früheren Jahrhunderten die Hindu-Fürsten der Ebene und nach ihnen die muhamedanischen Eroberer es versucht, dieses wilde, kräftige und gefährliche Bergvolk zu überwinden und zu zähmen. Hinter der Fieberregion ihrer Wälder und Sümpfe, in den Schluchten und auf den Bergkuppen waren die Puhâris vor jedem Feinde sicher, während sie selbst nicht selten jähe Raubzüge in die Ebene machten und reiche Beute mit sich fortschleppten. Was aber der Waffengewalt der früheren Herren der Fruchtebene nicht gelang, das schien dem weisen und milden Verfahren eines Britten zu gelingen. Ums Jahr 1780 wurde die Verwaltung jener Gegenden einem jungen Manne, dem Engländer Cleveland anvertraut, einem Manne, der ganz besonders dafür begabt schien, ein so unruhiges wildes Volk zu gewinnen und in ge-

ordnete Geleise einzuführen. Kaum hatte er sein Amt angetreten, so begab er sich allein und unbewaffnet, nur von einem oder zwei Knechten begleitet, mitten unter die Puhäris, gewann ihr Vertrauen durch Offenheit, Güte und Herzlichkeit, nahm einige von ihnen in seine Dienste, lernte ihre Sprache, theilte hin und wieder den Fleißigen und Ordentlichen Geschenke aus, bewirthete jeweilen Hunderte auf einmal bei festlichen Gelegenheiten, setzte den tüchtigsten Häuptlingen kleine regelmäßige Pensionen aus und knüpfte durch dieß Alles ihre Liebe und ihr Vertrauen immer fester an sich. Noch mächtiger wirkte auf dieses Naturvolk der kräftige Schutz, den er allen Bedrückten zu Theil werden ließ. Viele von ihnen hatten sich als Knechte und Taglöhner an die Semindare oder großen Grundbesitzer der Ebene verdingt; Andere hatten von denselben größere oder kleinere Grundstücke in Pacht genommen, um sie zu bebauen; ganze Gemeinwesen kauften oder borgten von den Semindaren Getreide oder nahmen Vorschüsse an Geld von ihnen auf. Aber eben diese Semindare häuften auf die Unglücklichen, die durch solche Umstände in Abhängigkeit von ihnen gekommen waren, alle Art von Ungerechtigkeit und Mißhandlung. Die Puhäri-Pächter wurden bis aufs Blut ausgesogen, die Schuldner mit unerschwinglichen Zinsen belastet, die Zahlungsunfähigen aufs schändlichste gequält und geplündert. Daraus entspannen sich von Seiten der zur Wuth gereizten Bergvölker eben jene bittern, blutigen Raub- und Rachezüge, welche so oft der Schrecken der Ebene gewesen waren. Jetzt war es Cleveland, der hier schützend und schirmend ins Mittel trat. Er strafte mit schneller und fester Hand alle Gewaltthat und Ungerechtigkeit der Semindare, stellte die schamlosen Mißbräuche in den enormen Pachtsteuern und Wucherzinsen ab und trat, wo er konnte, als Freund und Vater für die vielmißhandelten Bergvölker ein. Die Wirkung dieser trefflichen Maßregeln war in wenigen Jahren überall sichtbar. Die Puhäris fiengen menschlich zu leben an. Sie nahmen von ihrem treuen Freund und Beschützer, der ihre Feinde so unnachsichtlich strafte, auch für sich selbst bereitwillig jede Zucht an, ließen ohne Widerstreben böse Mißbräuche in ihrer eigenen Mitte abstellen, wurden zuverlässige Postboten und Straßenwächter auf den Wegen ins Unterland, vertrugen sich im Frieden mit den Bewohnern der Ebene und standen fest und treu zur brittischen Regierung. Ja, Cleveland bildete aus ihrer Mitte ein prächtiges Regiment von Bogenschützen, die er später in bestem Vertrauen mit Feuerwaffen versah,

und trotz allen Einsprachen und Warnungen der Semindare stellte er einen ihrer tüchtigsten Häuptlinge als militärischen Führer an die Spitze des Korps, — einen Mann, Namens Dschaura, der sich nachmals bis aus Ende seines Lebens als einen tapfern, energischen und treuen Offizier der brittischen Regierung erwies und in manchem Kampfe Lorbeeren erntete.

Die Puhäris sind von mittlerer oder eher kleiner Statur, aber ausnehmend wohl gebaut, mit breiter kräftiger Brust, langen muskulösen Armen, hellfarbiger als die Bengalesen, aber nicht so schön als diese, mit breiten Gesichtern, kleinen Augen und breitgedrückten Nasen. Ihr Gesichtsausdruck ist fröhlich und lebhaft, dabei intelligent; ihren Weibern ist eine gewisse derbe Munterkeit eigen, die den Frauen des Unterlands fehlt. Sie sind nicht, wie dieß bei den Hindu's der Fall ist, gezwungen, in früher Kindheit zu heirathen, und sollen im Allgemeinen als Frauen keusch und fleißig sein. Die Männer sind musikalisch und geben treffliche Pfeifer in der Armee. Es ist eine zuverläßige und tapfere Rasse, ausgezeichnet zum Kriegsdienst, ungehindert durch Kastenordnungen, unverdorben durch eine verkehrte entnervende Civilisation.

Cleveland ermunterte sie, die Erzeugnisse ihrer Berge ins Unterland zum Verkauf zu bringen, richtete regelmäßige Märkte in den ihnen nächstgelegenen Dörfern ein und gestattete nur den eingeborenen Häuptlingen, Semindare zu werden, d. h. größere oder kleinere Grundstücke an Unterpächter auszuleihen. Auch das geistige Wohl seiner Puhäris vergaß er nicht. Er gründete eine Schule und sammelte die Jugend zum Unterricht in allerlei nützlichen Dingen. Andere noch weiter gehende Plane bewegten seine Seele. Wie wunderbar, daß ein Mann, wie Cleveland, so frühe schon von seinem segensreichen Werke in die Ewigkeit abgerufen ward! Er starb schon im Jahr 1784 im 29. Jahre seines Lebens, ein Opfer des Sumpffiebers. Aber noch heute steht auf einem grünen reizenden Hügel der Radschamehäl-Berge das kleine unscheinbare Monument, das die Gebirgshäuptlinge gemeinschaftlich mit den Semindaren der Ebene — denn auch diese ehrten in ihm trotz seiner Strenge einen Vater — auf eigene Kosten errichtet haben.

Wir sind länger bei diesem frühesten Versuch, die Bergvölker von Radschamehäl zu civilisiren, verweilt. Denn sie zeigen uns die einzig richtige Spur, auf welcher ein glückliches Ziel zu erreichen war. Daß

Cleveland, wenn er in späteren Zeiten gelebt hätte, auch die Mission zu Hülfe gerufen haben würde, ist kaum zu bezweifeln. Hat er doch durch die Gründung von Schulen selbst einen rechten Missionsanfang gemacht. Ach, daß die brittische Regierung, und daß die Männer, die sie ihm zu Nachfolgern gab, von dem jungen Cleveland die rechte Staatsweisheit gelernt hätten!

Zwar wurde die Aufmerksamkeit der Freunde des Christenthums frühe schon auf die Bewohner der Radschamehäl-Berge gelenkt. Vierzig Jahre nach Clevelands Tod (1825) kam in Bhagelpur, einer Stadt am nördlichen Abhang des Gebirgs, Missionar Christian, ein Deutscher von Geburt, an und widmete sich fast ausschließlich den Puhäris, deren Sprache er rasch erlernte und deren Liebe und Achtung er nach kurzer Zeit sich erwarb. Allein die Schwierigkeit der Verhältnisse, insbesondere die tödtliche Gefahr des Fiebers gestattete ihm nur während dreier Monate des Jahrs den Aufenthalt in den Bergen, und dieser Mangel konnte dadurch nicht ersetzt werden, daß ihm viele Bergbewohner ihre Kinder anzuvertrauen bereit waren, um sie in Bhagelpur zu unterrichten und zu erziehen. Noch schmerzlicher aber war, daß Christian schon nach zwei Jahren dem Sumpffieber erlag. Er starb am 15. Dez. 1827 im 31. Lebensjahre, und wenige Wochen nachher folgten ihm seine Gattin, seine drei Kinder, der eingeborene Katechist und sieben Knechte, die zu seinem Haushalt gehörten. Ein einziger Grabstein bezeugt noch heute die erschütternde Thatsache, daß eine ganze Missionsfamilie — dreizehn Glieder an der Zahl — in wenigen Wochen ins Grab sank.

Abermal vergiengen zwanzig Jahre, ehe die christliche Kirche der Bergvölker von Radschamehäl und des Werks in Bhagelpur gedachte; und abermals war es ein Mann deutscher Zunge, der dann als Bote des Friedens dort erschien. Es war Hurter von Schaffhausen, ein ebenso kräftiger Geist als eine rüstige ausdauernde Natur. Er stand mit keiner Missionsgesellschaft in Verbindung, sondern hoffte, neben der Arbeit für die Seelen der Heiden sein Brod mit eigener Hand sich erwerben zu können. Es gelang ihm das nicht und konnte nicht gelingen; er fiel schon nach 1½ Jahren (1848) dem Fieber zum Opfer. Aber um so besser gelang es diesem wackern Streiter, das Interesse der brittischen Christen für die verwahrlosten und fast vergessenen, und doch so hoffnungsvollen Bewohner der Berge wachzurufen. Nicht lange vor seinem Tode veranlaßte er die Engländer in Bhagelpur,

zu einer kleinen Missionsfestfeier zusammenzutreten. Hurter sprach an jenem Abend gewaltig und mit der ganzen Kraft der Liebe für das Volk des Landes. „England," sagte er unter Anderem, „hat eine große und ernste Pflicht gegen Indien zu erfüllen, und sie besteht darin: für dessen Bekehrung zu Christo zu arbeiten. In den Tagen der Apostel that die ganze christliche Gemeinde Missionswerk; in unsern Tagen ist es anders geworden. Man überläßt die Mission einzelnen Männern und Privatgesellschaften, und die Kirche im Ganzen bleibt dahinten. Wird England, wird die Christenheit endlich zum Gefühl ihrer Pflicht erwachen?" Die Versammlung hatte die Wirkung, daß man reichlich zum Unterhalt einer Mission unter den Bergstämmen zusammensteuerte und die kirchliche Missionsgesellschaft in London aufs dringendste um Aussendung von Arbeitern nach Bhagelpur bat.

Zwei Jahre nach Hurter's Tod, im März 1850, erschien der erste Missionar der genannten Gesellschaft am Fuße der Radschamehál-Berge; es war Missionar Dröse mit seiner trefflichen Gattin, auch ein Deutscher, früher von Goßner nach Indien ausgesandt, nun aber mit der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft verbunden. Er steht noch heute in der Arbeit in Bhagelpur, und sein Werk ist reich gesegnet in dem Herrn.

Es sollte aber nicht lange dauern, ehe die Puháris, denen bisher fast ausschließlich die Arbeit gegolten hatte, hinter einen ganz andern bisher kaum beachteten Stamm der Radschamehál-Berge zurücktraten. Es sind dieß die Santhals. Ihr ursprünglicher Wohnsitz ist auf den Gebirgen von Orissa, südlich von Kalkutta. Aber die rasche Vermehrung ihrer Volkszahl, und der Umstand, daß ihre heimathlichen Berge die wachsende Menge der Bevölkerung nicht mehr zu nähren vermochten, veranlaßte einen Theil des Stammes schon vor langer Zeit zur Auswanderung und zum Aufsuchen neuer Wohnsitze. Sie fanden eine neue Heimath auf den nördlichen Abhängen der Radschamehál-Berge, wo sie die eigentlichen Fieberdistrikte — die Thalgründe, die in die Ebene münden, und die Wald- und Dschangelregion — besetzten und bebauten. Hier lebten sie lange unbeachtet als ein ruhiges, arbeitsames und munteres Volk, gleich den Puháris ohne Kaste, mit altväterlicher Sitte und fetischartigem Religionsdienst, ihre Felder bauend und harmlos mit ihren Nachbarn verkehrend. Ihre Dorfschaften sind im dichten Dschangel (Sumpfdickicht) versteckt, mit kleinen angebauten Grundstücken umher, auf denen Reis, Mais, Senf

und mehrere Arten von Hülsenfrüchten gebaut werden. Die Dörfer bestehen aus Blockhütten mit Strohdächern, die nur eine einzige lange Straße mit einer Häuserreihe bilden. In jedem Dorfe findet sich ein kleiner offener strohbedeckter Schuppen, dessen Dach auf etlichen Pfosten ruht und eine kleine Erderhöhung — einen Fuß in der Höhe — beschattet. Diese Hütte ist zu Ehren irgend eines früheren Dorfhauptes errichtet, der um seiner tüchtigen Amtsführung willen nach seinem Tode zum Gott erhoben ward. An diesem Platze kommen die Dorf-Aeltesten zusammen, um ihre Angelegenheiten zu berathen und zu ordnen, und bringen zugleich eine Art Bohnen dem Gotte zum Opfer dar. Zu andern Zeiten freilich treiben sich Hunde, Schweine und Ziegen ungestört an dem heiligen Orte umher.

Der Santhal ist gleich dem Puhäri untersetzt, aber kräftig gebaut und sehr rührig, mit dicken Lippen, vorragenden Backenknochen und breiter Nase. Die Bekleidung der Männer ist dürftig; ein Tuch um die Lenden reicht für sie hin. Die Frauen dagegen sind wohlgekleidet mit einem weiten wallenden Umschlagtuch, dessen einer Theil um die Lenden befestigt ist, um von da abwärts zu wallen, während die andere Hälfte über die linke Schulter geschlagen ist und die rechte Schulter mit dem Arm völlig frei läßt. Arm, Hals und Fußgelenke sind, wenn sie es aufzutreiben vermögen, mit Zinn- und Messing-Zierathen über und über beladen. Man hat den Schmuck einer einzigen Santhalfrau gewogen, und da fand sichs, daß ihre Armringe gegen 2 Pfund, die Fußringe an jedem Fuß 4, das Halsband 1 Pfund wogen; bei einer andern betrug das Gesammtgewicht in Messing nicht weniger als 34 Pfund.

Dieses Volk lebte in seinen abgelegenen Thalgründen und unzugänglichen Dschangeldistrikten von Generation zu Generation hart neben den Engländern, und Niemand hat sie beachtet. Wohl war der Santhal dem Semindar der benachbarten Ebene, dem Hindu-Wucherer, dem erbarmungslosen Geldleiher, dem eingeborenen Unterstenereinnehmer der brittischen Regierung genau bekannt. Aber die Herren des Landes, die brittischen Christen, hatten sie kaum des Beachtens gewürdigt. Kein Versuch ward gemacht, ihnen Gutes zu thun oder das Evangelium zu bringen. Sie waren wie vergessen. Aber diese Gleichgültigkeit trug bittere und blutige Früchte.

Wie ein Blitz aus heiterer Höhe kam im Juli 1855 die Schreckenspost nach Bhagelpur, daß ein englischer Polizeibeamter von den San-

thals auf den Bergen ermordet worden, daß der ganze Stamm zum Aufstand sich erhoben, und daß sie massenhaft sengend und brennend, mordend und raubend sich in die Ebene herabwälzen. Das harmlose Geschlecht war in eine Rotte von Wölfen und Tigern umgewandelt.

Was war die Ursache dieses seltsamen und unerwarteten Ausbruchs? Die englischen Berichterstatter selbst bekennen ohne Rückhalt, daß die Santhals Jahrzehnte hindurch Lämmern gleich unsägliche Unbill geduldig ertragen, daß sie dann auf rechtlichem Wege bald da, bald dort bei den Gerichten Abhülfe gesucht, aber nicht gefunden hätten, und daß endlich nur das Uebermaß von Leiden und Mißhandlungen sie zur äußersten Wuth gereizt und zur blutigen Rache aufgestachelt habe. Da war fürs Erste der englische Collektor oder Steuereinnehmer der Provinz, der die Einsammlung der Steuern an höhergestellte Eingeborene gegen gewisse Procente des Betrags übertrug; diese hatten wieder ihre untergeordneten Gehülfen, die auch ihren Gewinn haben sollten, und so weiter abwärts. Wenn nun schon die jüdischen Zollpächter zur Zeit Christi um ihres heillosen Betrügens und Aussaugens willen kurzweg „Zöllner und Sünder" hießen, so hat der heidnische Hinduzöllner vollends weder Gewissen, noch Erbarmen. Am schonungslosesten wurde der Santhal ausgesaugt. Galt er doch in den Augen des kastenstolzen Hindu kaum nur als ein unreiner Hund, der wild in den Straßen läuft.

Da kam fürs Andere der Semindar, von dem der Santhal größere oder kleinere Grundstücke in Pacht nahm gegen ungeheuren Pachtzins. Dieser bestand oft in mehr als der Hälfte oder drei Viertheilen des Bodenertrags. Je nachdem es aber dem Grundherrn einfiel, ließ er durch seine ausgesandten Knechte die ganze Erndte vor den Augen des hülflosen Pächters schneiden und in seine eigenen Scheunen bringen. Fehlten dann dem Santhal die Mittel zum Lebensunterhalt oder das Geld zur Steuer an den Collektor, so wandte er sich an den Geldausleiher der Ebene und kam damit vom Regen in die Traufe. Denn ihm hatte er unerschwingliche Zinsen zu zahlen, und da er sie nicht aufzubringen vermochte, so ward er durch völlige Ausplünderung vollends ruinirt.

Wie eine Hülfe in der Noth kam endlich um jene Zeit der Bau der Eisenbahn, die von Kalkutta nach den nordwestlichen Provinzen durch Bhagelpur geführt werden sollte. Massenweise strömten die halbverhungerten, ausgesogenen, fleißigen Bergbewohner nach den Arbeits-

plätzen der neuen Schienenbahn, um hier durch harte Arbeit ihr Brod zu verdienen. Die Bau-Inspektoren nahmen mit Freuden die kräftigen Arme der Santhals in ihren Dienst, und die Taglöhne, die gezahlt wurden, waren reichlich und lohnend. Aber die Auszahlung dieser Löhne gieng durch die Hand untergeordneter eingeborener Aufseher, und in die Hand der verachteten „unreinen" Santhals kam entweder nichts oder ein elender Bruchtheil des sauerverdienten Taglohns. Sie forderten ihr Recht, aber man verlachte sie; sie klagten da und dort bei den Untergerichten, aber ihre Sache war zu werthlos in den Augen dieser eingeborenen Richter, als daß man ihrer sich angenommen hätte. War doch der Santhal nicht im Stande, den Richter zu bestechen!

Die Erbitterung auf den Bergen und in den Dörfern des Sumpfdickichts wuchs mit dem Elend. Die angeborene Munterkeit des Santhalvolkes machte einem dumpfen bitteren Rachebrüten Platz. Die Weiber und Kinder stachelten die Männer und Jünglinge bald durch ihren bloßen Jammeranblick, bald durch aufreizendes Wort zur rächenden That. In den einsamen Wald- und Dschangelrevieren ward ein Rachezug ausgebrütet und vorbereitet, ohne daß eine Menschenseele draußen auch nur die fernste Ahnung von Gefahr hatte. Ehe man sichs versah, standen die zur äußersten Wuth gereizten Bergstämme der Santhals in der offenen Ebene, bewaffnet mit Bogen und vergifteten Pfeilen, mit Speeren und Keulen, vor Allem aber mit der Wuth der Verzweiflung.

Gleich einem Waldbrand, der vom Sturmwind angefacht und über Berg und Thal verbreitet wird, wälzten sich die rasenden Haufen heran und machten Alles vor sich her zur Einöde. Die Dörfer der Ebene wurden ausgeplündert und in Flammen gesteckt; wer Widerstand that, ward erschlagen, das Eigenthum weggeschleppt. Bis nahe vor Bhagelpur stürmten die wilden wüthenden Massen. Nur ein kleiner Gebirgsbach, der etliche Meilen vor der Stadt vorüberfließt, hielt sie auf. Es war Gottes gnädige Fügung, daß derselbe eben jetzt von Regengüssen angeschwollen war. Wiederholt trieben die Santhals etliche Büffelochsen in das tosende Bergwasser, um zu versuchen, ob die Gewalt der Strömung ihnen den Uebergang gestatte. Hätten die Büffel das andere Ufer gewonnen, so wären sie selber gefolgt; aber so gewaltig war die Strömung, daß auch die Thiere, diese trefflichen Schwimmer, fortgerissen wurden und nur durch Rückkehr ans diesseitige Ufer sich retteten. Vierzehn Tage lagen die Tau-

sende siegestrunkener und racheglühender Santhals am Ufer, um das Fallen des Wassers zu erwarten.

Mittlerweile hatte die bestürzte Regierung Truppen gesammelt, um den blutigen Aufruhr zu bekämpfen. Vor den Regimentern Englands wich die leichtbewegliche Masse der Aufständischen in das Dickicht ihrer Dschangels zurück. Hier aber wurde der Kampf für die disciplinirten Truppen fürchterlich. Das pfadlose, heiße, fieberreiche Sumpfdickicht hinderte den Marsch, machte die Entfaltung größerer militärischer Angriffskolonnen unmöglich und verbarg überall den lauernden Feind. Aus jedem Busch flogen die tödtlichen Pfeile. Die detaschirten Truppentheile sahen sich immer wieder unversehens von hunderten wüthender Feinde umringt, die plötzlich wie Pilze aus der Erde aufzuschießen schienen; und so von allen Seiten wie von einem Zauberkreis eingeschlossen, wurden sie unter betäubendem Feldgeschrei und dem Klang der Lärmtrommel zusammengehauen oder mit Pfeilen niedergeschossen. Selten gelang es in den ersten Wochen, daß die Ueberlegenheit der brittischen Kriegskunst und die Gewalt der ferntragenden Feuerwaffen den Sieg über den Pfeil und Bogen des undisciplinirten Santhal davontrug.*) Erst als immer neue Truppenmassen anrückten, wurde der Aufstand erdrückt, und der Brand, der weithin zu zünden drohte, erlosch.

Die indobrittische Regierung konnte eine große und wichtige Lehre

*) Bei einer dieser Gelegenheiten trug sich die Scene zu, welche unser Titelbild darstellt. Eine brittische Truppenabtheilung verfolgte einen Haufen Santhals, die sich zurückzogen, aber im Rückzug zu kämpfen fortfuhren. Ein Mann unter ihnen ragte vor allen Andern an Muth und furchtloser Ausdauer hervor. Er trug ein Kind auf dem Arm, und als die brittische Militärkolonne zum Angriff schritt, lief er mit seiner Bürde ein Stück Wegs davon; dann legte er das Kind nieder, feuerte gegen den anrückenden Feind und lief erst wieder weiter, wenn die anrückende Kolonne näher kam. Dieß wiederholte er mehrmals. Man hätte ihn leicht niederschießen können, allein der kommandirende brittische Offizier, gerührt von der Liebe, die der Mann zu seinem Kinde zu haben schien, wünschte seiner zu schonen. Alles Mögliche ward versucht ihn zu bewegen, die Waffen niederzulegen und sich zu ergeben; aber umsonst. Er lud und feuerte immer wieder. Endlich vermochte der Offizier seine wüthenden Leute nicht mehr zurückzuhalten, und der Unglückliche ward niedergeschossen. Als die Truppen vorrückten, fanden sie das lebende unverletzte Kind neben der blutigen Leiche des Vaters. Der Offizier nahm selbst das arme Geschöpf vom Boden auf, gab es einem Vertrauten in Verwahrung und brachte es später in die Missionswaisenschule in Kalkutta, wo es erzogen wird. Es ist der erste Santhalknabe, der in die christliche Pflege der Mission kam.

aus dieser blutigen Erfahrung ziehen. Sie hatte jene Staatsweisheit vergessen, in welcher der junge und allzufrüh hingeschiedene Cleveland (s. oben) unter den Puhäris ihr ein so treffliches Muster gegeben hatte. Es ist wahr, man kann und darf weder der Regierung als solcher, noch auch der Mehrzahl der brittischen Lokalbeamten in Indien die Schuld an den schreienden Mißbräuchen, die sich in der Verwaltung, in der Rechtspflege, in der Behandlung der ackerbauenden Volksklasse ꝛc. finden, nicht ohne Weiteres in die Schuhe schieben. Der europäischen Beamten sind naturgemäß zu wenige, um durch sie die Steuereinsammlung ins Detail zu verwalten, um die Rechtspflege bis in die Dörfer hinab persönlich zu handhaben, um die Verhältnisse der Semindare zu den Rayats, der Gläubiger zu ihren Schuldnern, der Bauunternehmer zu ihren Arbeitern ꝛc. ins Kleine und Einzelne zu ordnen und zu überwachen. Es liegt in der Natur der Verhältnisse, daß die Regierung eine große unabsehbare Menge von Details in der Verwaltung und Rechtspflege den Eingeborenen übertragen und überlassen muß, und daß eine ganze Stufenreihe von eingeborenen höheren und niederen Beamten sich mit der obersten Landesregierung in die Geschäfte zu theilen hat. Der Charakter des heidnischen Hindu aber ist durch den tausendjährigen Götzendienst dergestalt entsittlicht, und sein Gewissen, sein Rechtssinn, sein natürliches Menschlichkeitsgefühl so abgestumpft, daß Lug und Trug, Bestechlichkeit und Untreue, Geiz und Genußsucht, Grausamkeit und unmenschliche Härte ihm gleichsam zur andern Natur geworden ist. Ist nun die Regierung gewissermaßen genöthigt, solchen Menschen die niederen Gebiete der Verwaltung, der Steuereinsammlung, der Gerichte zu überlassen, wie kann man sich wundern, daß der schreienden Mißbräuche und empörenden Ungerechtigkeiten so viele im indobrittischen Reiche sich finden? Dazu kommt, daß bei so gar vielen brittischen Beamten durch das längere Verweilen in Indien das Gewissen sich abgestumpft hat, daß eine gewisse vornehme Verachtung gegen das eingeborene Volk, daß ferner die Gewohnheit des täglich vor Augen liegenden Uebels, ja daß selbst eine Art von Verzweifeln an der Möglichkeit einer Abhülfe viele von ihnen völlig gleichgültig gemacht hat gegen die vorhandenen Uebelstände.

Dieß Alles nehmen wir aufrichtig und ehrlich in Rechnung, und dennoch müssen wir diese Regierung großer Versäumnisse und schwerer Verschuldungen anklagen. Wenn irgend etwas, so liegt die Thatsache

offen und klar zu Tage, daß das Heidenthum alles Rechtsgefühl, alle höheren und edleren Triebe der Menschlichkeit erstickt, daß aber das Christenthum aus Individuen und Völkern, aus Regierungen und ihren Beamten, aus Richtern und Räthen, aus Generalgouverneuren und Dorfschulzen „neue Kreaturen" macht. Auch in den verkommensten christlichen Staaten und Gemeinwesen sieht es doch in der Verwaltung und Rechtspflege, in Handel und Wandel, unter Reichen und Armen glänzend und golden aus im Vergleich mit den Zuständen eines heidnischen Landes. Auch der gewissenloseste brittische Beamte in Indien ist im Allgemeinen noch ein ehrlicher Mann gegen einen heidnischen Tahsildar oder Richter des Landes. Das sind Thatsachen, die Niemand läugnen kann.

Warum denn arbeitet die indobrittische Regierung nicht mit allen rechtmäßigen und gottgeordneten Mitteln auf die Evangelisirung Indiens hin? Warum schafft sie nicht, so viel an ihr ist, allenthalben Schulen und Lehranstalten, durch welche sie den mächtig wirkenden Sauerteig christlicher Wahrheit unter die todte Masse des Volkes bringt? Warum gibt sie den Millionen Indiens die Bibel nicht in die Hand? Warum nimmt sie nicht aus dem Kreise der vorhandenen Hindu-christen ihre Unterbeamten, ihre Steuereinnehmer, ihre Polizeimänner, ihre Dorfrichter? Könnte sie auch dadurch nicht allen Uebelständen abhelfen, so wäre doch ein hoffnungsvoller Anfang gemacht. Und wenn die Regierung weder selbst genug europäische Beamte aufzubringen vermag, um Alles zu überwachen, noch auch eingeborene Christen in ihre Dienste zu nehmen wagt, warum nimmt sie nicht mit Begierde des Vortheils wahr, den ihr die Anwesenheit der zahlreichen Missionare darbietet? Der Missionar ist der Mann des Volks; er lebt mit ihm, kennt sein Leid und seine Lust, redet seine Sprache, versteht seine Gedanken und Gefühle. Die Regierungsbeamten selbst geben zu, daß Niemand das indische Volk besser versteht als der Missionar. Nun denn, warum hört man nicht auf seinen Rath, seine Warnungen, seine Aufschlüsse?

Aber nein, er ist ja nur — der Missionar! Und was die Evangelisirung Indiens betrifft, so befolgt ja die Regierung den „alten traditionellen Grundsatz der Neutralität!" In Sachen der Volksreligion darf man sich nicht mischen! Deshalb lieber Räuber, Diebe, Mörder, Wucherer und Meineidige an die Spitze der untern Verwaltungs- und Richterstellen gesetzt, als die liebe Neutralität verletzen!

Lieber vier blutige Volks- und Militäraufstände nach einander haben, als dem heidnischen Geschlecht die Bibel geben!

Als der Santhal-Aufstand erstickt war, nicht ohne viel Blut, da schien in etlichen hochgestellten Beamten, namentlich in dem Statthalter der Provinz, Herrn Halliday, der Geist Clevelands wieder zu erwachen. Wir lesen in einem englischen Blatt vom März 1857: „Das Feuer der Rebellion in den Radschamehäl-Bergen ist erloschen; aber die indische Regierung fühlt die Nothwendigkeit entscheidender Maßregeln, um die Wiederkehr solcher betrübenden Ereignisse zu verhüten. Sie hat deshalb beschlossen, das nöthige Geld für die Evangelisirung der Santhals auszusetzen; ja noch mehr, sie hat beschlossen, dieses Geld der kirchlichen Missionsgesellschaft anzuvertrauen. Die Regierung hat die Kosten zu bestreiten, die Missionsgesellschaft hat die Leute zu liefern. In den bis dahin so vernachläßigten Distrikten sollen Schulen eröffnet werden; es sollen energische Maßregeln in Anwendung kommen. Man fühlt, daß es nothwendig ist, die Santhals auf die Dauer zur Ruhe zu bringen; und man gibt zu, daß der einzige Weg, wie dieß wirksam geschehen kann, der ist, daß die Santhals unter den mildernden und umwandelnden Einfluß der christlichen Wahrheit gestellt werden. Es ist dieß ein großes nationales Zeugniß für die heilsame Kraft des Evangeliums und für die Fruchtbarkeit der Mission. Es gab eine Zeit, wo man glaubte, die Missionsthätigkeit reize die Eingeborenen auf und erzeuge nur Aufruhr und Verwirrung; nun aber nimmt man zu ihr seine Zuflucht als zu einem Mittel, um Aufruhr zu verhüten."

Das Werk ward auch sofort mit aller Kraft in Angriff genommen. Die kirchliche Missionsgesellschaft verstärkte die Station Bhagelpur durch Aussendung weiterer Missionare; es wurden Wanderungen in den Bergen und Santhal-Distrikten gemacht, um die bestgelegenen Punkte für Anlegung von Schulen zu bestimmen; man suchte tüchtige junge Männer, namentlich in Deutschland, die als Schullehrer dorthin zu gehen bereit wären. Denn Niemand zweifelte mehr, daß der treffliche Plan jenes Statthalters thatsächlich zur Ausführung kommen werde. Hatte doch die oberste Behörde in Kalkutta selbst, der Generalgouverneur samt seinen Räthen, dem Plan seine Zustimmung gegeben und ihn bei dem Direktorenhof in London aufs angelegentlichste zur Genehmigung befürwortet. Aber wie erstaunte man, als aus London (von der damals noch bestehenden Ostindischen

Compagnie) die Antwort kam: „Der Plan dürfe nicht zur Ausführung kommen; denn es wäre derselbe ganz und gar im Widerspruch mit den bisher festgehaltenen Grundsätzen der Regierung, wornach sie keinen Schritt thun könne, der den Anschein hätte, als mache die Regierung gemeinschaftliche Sache mit einer Missionsgesellschaft und verbünde sich mit ihr zu Maßregeln, deren letztes Ziel die Bekehrung irgend einer Klasse der Bevölkerung zum Christenthum wäre...." „Wir sehen keinen Grund ein," so schließt der Erlaß, „warum bei den Santhals ein anderer Grundsatz in Anwendung kommen soll, als der bis dahin gegenüber der Bevölkerung Indiens im Allgemeinen gegolten hat, und deshalb verordnen wir, daß ein anderer Plan entworfen werde, wornach den Bewohnern der Santhal-Distrikte die Wohlthat des Schulunterrichts durch Regierungs-Angestellte zugewendet werden kann. Diesen aber ist aufs bestimmteste einzuschärfen, daß sie sich jedes Versuchs, religiöse Gegenstände in irgend einer Form in den Unterricht einzumengen, gewissenhaft entschlagen."

Gegen diesen heillosen Befehl wurde von dem Statthalter der Santhal-Distrikte, von den Missionsfremden in England, selbst vom Generalgouverneur in Kalkutta lebhaft remonstrirt. Vergebens: es blieb bei dem Beschluß. Der Gerichtsspruch Gottes aber über eine solche Politik blieb nicht aus. Unmittelbar darauf brach der große Militär-Aufstand los, und ein Jahr später mußten die fürstlichen Herren der Ostindischen Compagnie von ihren Stühlen steigen und ihr Haushalter-Amt, das sie nicht zur Ehre Gottes zu verwalten verstanden, einem Andern überlassen.

Freilich scheint auch die Regierung der Königin, welcher nun das Juwel Indiens zugefallen ist, den bösen Sauerteig jener Neutralitätspolitik noch nicht ausfegen zu wollen. Sie hätte von den Santhals die wichtige Lehre lernen können, daß eine christliche Politik die Völkerschaften Indiens der brittischen Regierung nicht sowohl entfremdet, sondern gewinnt und befreundet. Es ist nemlich Thatsache, daß die Santhals von dem Augenblick an, wo unter ihnen der oben erwähnte Plan des brittischen Statthalters in Betreff der Errichtung christlicher Schulen auf Kosten der Regierung bekannt wurde, zu der letzteren ein herzliches Vertrauen zu fassen begannen. Der wüthende Haß, der sie noch so eben zu Raub, Mord und Plünderung getrieben hatte, verschwand, und an seine Stelle trat vertrauensvolle Liebe und Achtung. Brittische Beamte und Offiziere konnten unbewaffnet mitten

unter sie gehen, und sie fanden nur freundliches Entgegenkommen. Als die Sipoy-Armee in Rebellion ausbrach, da eilten etliche Rädelsführer aus der Mitte dieser Meuterer in die Santhal-Distrikte, um den eben erloschenen Haß der Bergstämme aufs Neue zu entflammen und sie zur Theilnahme an dem allgemeinen Aufstand zu bewegen. Aber sie fanden keinen Anklang. „Wir sehen," sagte man ihnen, „daß die Britten unsre Freunde sind; wir werden nichts gegen sie unternehmen!" Da reifte in den verrätherischen Sipoy-Abgeordneten der Plan, zuerst die Männer, an denen die Liebe und das Vertrauen der Santhals hieng, zu entfernen, um vielleicht dann ihre Verführungskünste besser anschlagen zu sehen. Es war am 12. Juli 1857, daß in Rohni, mitten im Santhal-Distrikt, drei brittische Offiziere spät Abends auf der Veranda ihres Hauses den Thee tranken. Da stürzen drei Sipoys auf sie los und hauen sie nieder. Zwei von den Britten, obwohl schwer verwundet, kamen nachmals wieder auf; der dritte, der edle Sir Norman Leslie, starb nach wenigen Viertelstunden. Die Sipoys, von denen man mit so ängstlicher Sorgfalt allen christlichen Einfluß ferne gehalten, erschlugen ihre Herren; die Santhals, denen die Aussicht auf christlichen Unterricht eben erst eröffnet ward, blieben ihnen bis auf den letzten Mann treu! Redet diese Eine Thatsache nicht eine mächtige Sprache?

Die indobrittische Regierung will noch nicht weise werden. Mittlerweile hat die kirchliche Missionsgesellschaft ohne Mitwirkung der Regierung ihr Werk in Bhagelpur und unter den Santhals im Segen fortgeführt. Eine kleine Gemeinde hat sich aus diesem kräftigen Bergvolk gesammelt; zahlreiche Schulen sind unter ihnen im Gange, und das herzliche Vertrauen zu den Missionaren, als den treuesten Freunden und Wohlthätern des Volkes, wird von Jahr zu Jahr inniger und fester.

---

2. Der Rayat in Nieder-Bengalen.

Wir kommen zu Scenen etwas verschiedener Natur, die aber nicht weniger das Herz mit Trauer erfüllen. Wir meinen die Erhebung der Rayats gegen die Indigopflanzer in den Distrikten von Krischnagor und weiter hinauf.

Das Gangesdelta von Nieder-Bengalen ist eines der fruchtbarsten Gebiete Indiens. Der bengalische Bauer oder Rayat ist fleißig,

ausdauernd in der Arbeit und mit Wenigem zufrieden. Dennoch ist er eines der unglücklichsten geplagtesten Geschöpfe der Erde. Wie das komme, müssen wir näher zu erklären versuchen.*)

Der Grund und Boden in ganz Bengalen ist Staatseigenthum. Der Staat aber gibt ihn in umfangreichen Stücken an die großen Pächter oder Semindare in „ewigen oder Erbpacht". Die Grundsteuer, welche diese zu zahlen haben, bildet den wichtigsten und weitaus größten Theil des Staatseinkommens. So lange der Semindar seinen jährlichen Pachtzins richtig an die Regierung zahlt, kann ihm und seinen Nachkommen das Besitzrecht an diese Grundstücke nicht streitig gemacht werden. Während nun in andern Provinzen Indiens der Betrag des Pachtzinses oder der Grundsteuer mit den Jahren verändert werden kann, je nachdem der Werth der Güter steigt oder fällt, ist dem Semindar in Bengalen auf immer für jede Bigah Landes (1 Bigah beträgt etwas weniger als ein Morgen) ein fester unveränderlicher Steuersatz vorgeschrieben. Es wird demnach sein Vortheil um so größer, je reicher das Land cultivirt wird und je höher die Ertragsfähigkeit desselben steigt. Der Semindar aber mit seinen Hunderten und Tausenden von Bigah Landes ist natürlich nicht selbst der Bebauer des Bodens. Er leiht sein Land in größeren oder kleineren Parzellen an Unterpächter aus, und auch diese wiederum zerschlagen ihre Pachtstücke in noch kleinere Gütchen, um sie Andern auszuleihen, und dieser Proceß geht abwärts weiter, bis endlich ein kleines Grundstück in die Hand des eigentlichen Bauern oder Rayat kommt, der es mit eigener Hand anbaut und bearbeitet. Zwischen dem Semindar und dem Rayat mögen oft sechs oder mehr Mittelglieder von Pächtern und Unterpächtern sich befinden.

Während aber der Semindar für seinen gesammten Grundbesitz nur eine mäßige, feste und sich stets gleichbleibende Grundsteuer an die Regierung zu entrichten hat, steht es ihm frei, von seinen Unter-

*) Die folgenden Thatsachen sind zum größten Theil aus einer Druckschrift entnommen, die in diesem Jahre in Calcutta unter dem Titel erschienen ist: Extracts from the Records of the Government of Bengal, No. XXXIII. Containing the opinions of several Officers of Government in various districts of Bengal on the Indigo Planting System. Calc. 1860. (D. h. Auszüge aus den Archiven der Regierung von Bengalen, enthaltend die Ansichten mehrerer Regierungsbeamten in verschiedenen Distrikten von Bengalen über das System auf den Indigoplantagen.) Es sind also officiell beglaubigte Thatsachen.

pächtern so viel Zins zu fordern, als ihm beliebt. Er wird naturgemäß dadurch unverhältnißmäßig mehr herausschlagen, als der Betrag seiner Regierungssteuer ausmacht. Der Unterpächter hinwiederum wird seines Vortheils gleichfalls wahrzunehmen wissen, wenn er sein vom Semindar gepachtetes Grundstück weiter abwärts in kleineren Parzellen ausleiht; und bis ein Acker in die Hand des eigentlichen Bauern kommt, der von seiner Hände Arbeit zu leben hat, wird der zu entrichtende Pachtzins um das Zehn-, Zwanzig- und Fünfzigfache von dem gewachsen sein, was der Semindar an die Regierung zahlt. Der Rayat hat eigentlich und in letzter Instanz Alles zu zahlen, was Alle über ihm, bis hinauf zum Semindar, an Wucherzinsen gewinnen.

Die Lage des Rayat aber wird noch bedenklicher dadurch, daß die Regierung den Semindar mit außerordentlichen Rechten und Vollmachten bekleidet hat. Er ist ein kleiner Souverain auf seinem Grund und Boden. Er hat seine Polizeimänner mit den eisenbeschlagenen Stöcken; er hat seinen eigenen Gerichtshof, sein eigenes Gefängniß. Zahlt nun ein Rayat seinen Pachtzins nicht, so wendet sich der Unterpächter an den Semindar, um an dessen Hof seine Rechtsansprüche geltend zu machen. Der Semindar sendet seine Polizeibeamten, um den Rayat zu mahnen; schlägt dieß fehl, so wird der unglückliche Bauer mit aller unnachsichtlichen Strenge ausgepfändet, der Widerstrebende geschlagen, der Flüchtige eingeholt und ins Gefängniß gesteckt. Wohl steht dem Rayat nach dem brittischen Gesetz das Recht frei, bei einem höheren ordentlichen Gerichtshof über etwa erlittene Unbill Klage zu führen und Abhülfe zu fordern; allein die Gerichtshöfe sind weit entlegen, die Prozeßkosten sind unerschwinglich, der bestochenen meineidigen Zeugen gegen ihn sind zu viele, seine Bekanntschaft mit dem ordentlichen Rechtsgang ist zu gering, als daß je Einer diesen Weg einzuschlagen sich versucht fühlte.

Betrachten wir das betrübende Bild noch von einer andern Seite. Ein Rayat wünscht zum Unterhalt seiner Familie ein Stückchen Land zu pachten. Er geht zu einem der Land-Ausleiher und unterzeichnet hier das „Pottah“ oder die schriftliche Uebereinkunft, vermöge welcher ihm ein Gütchen gegen einen festgesetzten jährlichen Pachtzins überlassen wird. Allein er ist zu arm, um die ersten Auslagen für Samen, für Errichtung einer Lehmhütte, für Anschaffung des nöthigen Feldgeräths zu bestreiten. So geht er zum „Mahädschan“ oder

eingeborenen Bankier und verpfändet ihm gegen eine dargeliehene kleine Summe einen Theil der künftigen Ernte seines Gütchens, noch ehe die Aussaat geschehen ist. Während aber die Saat im Boden liegt und zur Ernte reift, muß der Mann mit den Seinen doch auch leben. Der Mahädschan hilft wieder bereitwillig aus und reicht für die Wartezeit den Reis dar für den Mann und seine Familie; dafür aber spricht er 50 Procent in Natura an zur Zeit der Ernte. Kommt aber endlich die ersehnte Stunde, da der Nayat den Reis schneiden kann, so bleibt ihm selbst von der Ernte nichts mehr übrig; dem Mahädschan ist ja längst Alles verpfändet, und dieser schneidet das Feld vor den Augen des unglücklichen Nayat. Nun aber kommt der Mann des Semindars mit dem eisenbeschlagenen Stock und fordert den Pachtzins ein. Womit soll er zahlen? Es ist ihm nur seine Lehmhütte, sein Kleid auf dem Leibe und sein Feldgeräthe geblieben. Gut, er bittet um ein Jahr Geduld; dann will er den verfallenen und den künftigen Pachtzins auf Heller und Pfennig bezahlen. Aber der alte Verlauf kehrt wieder. Er muß vom unbarmherzigen Mahädschan Reis zum Lebensunterhalt borgen, und die neue Ernte ist abermals verpfändet, ehe sie reif ist. Hat der Nayat aber dem Semindar den erstmaligen Pachtzins nicht zu zahlen vermocht, wie soll er den doppelten samt den 50 Procent Zuschlag zu entrichten im Stande sein? Er wird unter schonungsloser Härte aus seiner Hütte verjagt, all seiner Habe fast bis auf den Lumpen, der um seine Lenden gegürtet ist, beraubt und als Bettler auf die Straße gestellt. Während der Semindar samt dem Mahädschan von den enormen Wucherzinsen schwelgt, die er auszupressen gewohnt ist, kümmert er sich nicht um die Hunderte und Tausende von armen Nayats, die er alljährlich ins Unglück stürzt.

Selbst in günstigeren Fällen ist das Loos des bengalischen Bauern, obschon er im gesegnetsten fruchtbarsten Lande der Erde wohnt, wahrlich nicht eben beneidenswerth. Er steht zu seinem Semindar in ähnlichem Verhältniß, wie im deutschen Mittelalter die Lehensbauern zu ihrem Lehensherrn. Hält jener irgend ein häusliches Fest, etwa eine Hochzeit oder dergleichen, so wird erwartet, daß jeder seiner Nayats mit einer Gabe in der Hand erscheine. An den großen Hindufesten und am indischen Neujahr bringt der Bauer dem Semindar irgend ein Geschenk zum Gruß. Macht er eine Reise, etwa zu einem Wallfahrtsort, so ist vorausgesetzt, daß der Nayat an den Reisekosten durch

einige Groschen mit tragen helfe. Befällt den großen Herrn ein Mißgeschick, etwa ein großer Verlust, eine schwere Schuld, so muß der Rayat die Hauptsache tragen und durch Geschenke aufhelfen. Hat der Rayat irgend einen Segen empfangen, so ist natürlich, daß er den Semindar daran Theil nehmen lasse. Kommt aber ein Unglück über den Rayat, wird sein Feld durch Ueberschwemmung verwüstet oder tritt Miswachs ein, so ist das ja „seiner Sünde Schuld", und er hat sie allein zu tragen. Es kam vor, daß eines Bauern Grundstück von dem überflutenden Strom überschwemmt und die Ernte vernichtet ward, daß aber bei dieser Gelegenheit eine große Menge Fische auf dem Grundstück zurückblieb; nun verstand sichs von selbst, daß der Semindar zwar von dem Schaden des Bauern keine Notiz nahm, aber an dem Fischsegen seine reichen Procente begehrte. Jahr aus Jahr ein darf der arme Mann nicht vor das Angesicht des Semindars treten, ohne eine Rupie (Fr. 2. 50) auf der Hand zu tragen und dem großen Herrn zu präsentieren. Will er aber mit den Knechten und Geschäftsführern des Semindars in Frieden auskommen und nicht fortwährend den schändlichsten Plackereien ausgesetzt sein, so muß er auch diese durch immer wiederkehrende Geschenke sich geneigt machen. Der Rayat ist der am Wege stehende Baum, von welchem Jeder, der vorübergeht, sich eine Frucht abschlägt.

Aber es öffnet sich dem unglücklichen Rayat eine neue Thüre der Hoffnung. In seiner Nähe haben europäische Indigopflanzer ihre Faktoreien angelegt, und sie sind bereit, ja begierig, so viele Rayats als immer möglich in ihr Interesse zu ziehen. Der Indigostrauch (Anil oder Indigofera tinctoria), der die berühmte Farbe liefert, gedeiht auf dem dunkelbraunen Thonboden Bengalens besonders gut. Es ist eine zierliche Pflanze, dem Rosmarin gleichend, drei Fuß hoch und drüber, mit einfachem, oft fingersdickem und holzigem Stengel, welcher sich in strohhalmdicke Zweige ausbreitet. An diesen stehen die fingerslangen Blattstiele mit sechs bis acht Paar genau sich gegenüberstehender zarter, glatter, bläulichgrüner Blättchen. Diese Blätter sind es, die den köstlichen Färbestoff liefern. Die Pflanzen werden, wenn sie acht bis zehn Wochen alt sind, noch ehe sie blühen, mit einer Sichel abgeschnitten, was von Zeit zu Zeit wiederholt wird, bis sie zwei oder drei Jahre alt sind, worauf man sie ausreißt und die Felder von Neuem bestellt. Das abgeschnittene Kraut wird in Bündeln in die Faktorei gebracht und hier in eigenen Trögen in

Wasser gelegt, bis durch die entstehende Gährung die Flüssigkeit sich grün färbt. Sobald sich aber darin ein blauer Satz zu scheiden anfängt, wird die dunkelgrüne Brühe in ein zweites Gefäß gebracht und hier mit Stangen geschlagen, bis die feinen Theilchen des blauen Färbestoffs sich in kleinen Körnern vereinigen und niederfallen, während die Brühe gelb wird. Die letztere wird sodann abgelassen und die breiartige, als Satz niedergeschlagene Masse in ein drittes Gefäß, wo es sich völlig setzen und scheiden soll, und von da in leinene Säcke gebracht, damit die Feuchtigkeit ablaufe. Zuletzt wird der so gewonnene Indigo in kleinen backsteinförmigen Stücken an der Luft völlig ausgetrocknet, verpackt und zum Verkauf gebracht.

Die Anpflanzung und Pflege des Indigostrauchs erfordert große stetige Aufmerksamkeit und mancherlei Mühe. Der Same muß in den Boden genau mit den ersten Schauern der einbrechenden Regenzeit gelegt werden; die Furchen oder Löcher müssen die rechte Tiefe und gegenseitige Entfernung haben, das Unkraut muß aufs sorgfältigste ausgerentet und entfernt werden. Ueberdieß drohen der Pflanze mancherlei Gefahren von Insekten, die oft in Einer Nacht eine ganze Ernte vernichten. Der erste Sichelschnitt muß zu rechter Zeit geschehen, wenn die Pflanze eben die gehörige Entfaltung und Reife erlangt hat.

In Nieder-Bengalen, namentlich in den Distrikten von Krischnagor und Nuddea auf beiden Seiten des Hugly (einige Meilen nördlich von Kalkutta), bestehen seit langer Zeit ausgedehnte Indigofaktoreien unter europäischen Pflanzern. Es steht diesen ein doppelter oder dreifacher Weg offen, um die nöthige Menge von Indigosträuchern zu erhalten. Entweder kann der Indigopflanzer selbst Land pachten und das Färbekraut durch Knechte und Taglöhner darauf bauen. Allein lange Erfahrung hat gezeigt, daß diese Weise sich nicht gehörig lohnt. Oder aber er ermuntert die Landbesitzer durch gute Preise zu freiwilligem Anbau der Pflanze, so daß diese reichlich auf den Markt kommt, und sammelt auf diese Weise den nöthigen Bedarf. Aber da der bengalische Bauer im Allgemeinen den Indigobau nicht liebt, und da in Folge davon die Preise des Färbekrauts unverhältnißmäßig sich steigern müssen, so findet der Pflanzer auch dabei seine Rechnung nicht. Es bleibt somit, wie es scheint, nur der dritte Weg offen, daß nemlich der Pflanzer durch förmliche Verträge so viele Rayats als möglich zum Anbau der Indigopflanze zu bewegen

versucht. Es werden zu dem Ende mit den Bauern umher Kontrakte geschlossen, gerade wie bei uns die Rübenzucker-Fabrikanten mit der umliegenden Bauernschaft Verträge schließen über Ablieferung von Runkelrüben. Ebendamit aber schien sich dem indischen Rayat eine erträglichere Zukunft zu eröffnen, als er sie unter dem Wucherregiment des Semindars und des Mahädschan fand. Hat er es doch hier mit Europäern, mit Christen zu thun, und auch der heidnische Rayat hat ein bestimmtes Gefühl, daß das Christenthum die Menschen gerecht und menschlich mache.

Allein er sollte sich bitter getäuscht sehen. Der europäische Pflanzer in Bengalen scheint sich an dem indischen Semindar sein Vorbild gewählt zu haben, nicht bloß in Betreff der äußerlichen Formalitäten beim Abschließen und Durchführen der Kontrakte, sondern auch in Betreff der unmenschlichen Härte, des Geizes und der Ungerechtigkeit. Lernen wir dieß näher kennen.

Wenn der Indigopflanzer in Bengalen einen Rayat zu bewegen weiß, sein Feld oder einen Theil desselben für eine bestimmte Anzahl von Jahren zum Anbau des Färberkrauts zu verwenden, so giebt er ihm vorschußweise so viel Indigo-Samen, als derselbe Land damit anzupflanzen sich bereit erklärt. Zugleich bietet er dem armen Manne, der doch mit den Seinen mittlerweile leben muß, freiwillig einen Vorschuß an Geld an, das er dann zur Zeit der Indigo-Ernte in Natura (d. h. in so und so viel Bündeln Indigokraut) wieder zu erstatten habe. Darin vertritt der Pflanzer die Stelle des eingeborenen Mahädschan oder Bankiers. In der Regel werden 8—10 Bündel Indigokraut zu 1 Rupie (Fr. 2. 50) Werth berechnet. Was der Rayat über den Betrag der vorgeschossenen Geldsumme an Färberkraut liefert, das soll ihm in blankem baarem Gelde am Tage der Ablieferung bezahlt werden. Dieß Alles wird in einem geschriebenen Kontrakt von beiden Seiten festgemacht und unterzeichnet. Würde nun auf beiden Seiten herzliches Wohlwollen, Gerechtigkeit und Gewissenhaftigkeit walten, so wäre Hunderten von indischen Bauern ein erträgliches Auskommen gesichert. Allein es ist in der That schwer und zugleich eine peinliche Aufgabe, die Summe von Gottlosigkeit, Ungerechtigkeit und Unmenschlichkeit darzulegen, die sich an dieses System geknüpft und im Lauf der Zeit ins Unglaubliche gesteigert hat. Die heidnischen Semindare und die europäischen Indigopflanzer scheinen mit einander zu wetteifern, um dem indischen

Rayat es auf immer unmöglich zu machen, daß er eines menschlichen Daseins sich freuen lerne.

Schon im Allgemeinen sieht und treibt der indische Bauer den Indigobau nicht gerne. Es geht ihm damit wie unsern eigenen Landleuten mit dem Tabakbau. Es ist ihm eine widerwärtige Empfindung, an der Stelle eines wogenden Reis- oder Weizenfeldes weithin nur den Indigostrauch zu sehen, dessen Werth er nicht einsieht. Auch saugt die Pflanze allzusehr den Boden aus. Deshalb wird ein Stück Feld immer nur für ein Jahr zum Indigobau verwendet, während es zwischenhinein mit andern Samen, insbesondere mit Weizen oder Reis bestellt wird. Aber eben dieser nothwendige Wechsel führt oft verhängnißvolle Uebelstände mit sich. Da mag es z. B. geschehen, daß ein Stück Land mit Getreide besäet ist, das zu reifen pflegt, ehe die Regenzeit einbricht. Eben dieses Feld ist aber vom Indigopflanzer bereits vertragsmäßig für die neue Aussaat des Färbekrauts ausersehen, und diese muß vollzogen werden, sobald die Regenzeit sich einstellt. Allein siehe, die ersten Regenschauer fallen, ehe die im Feld stehende „Winterfrucht" völlig gezeitigt und zum Schneiden reif ist. Nur noch vierzehn Tage, und der reiche Erntesegen wäre eingebracht und unter Dache, — dem Rayat ein guädiger Vorrath fürs ganze Jahr. Allein der „Barkandās" (Aufseher) von der Indigofaktorei erscheint und drängt unerbittlich zur Aussaat des Färbekrauts. Kein Tag ist zu verlieren. Dem Rayat wird der Kontrakt vorgewiesen, vermöge dessen er dieses Feld zum Indigobau zu verwenden sich verpflichtet, und worauf hin er Vorschüsse an Geld und Samen empfangen habe. Vergebens bittet er um etliche Tage Geduld. Das Interesse des Indigopflanzers und das des armen Rayat kommen in Conflikt. Aber natürlich — der Rayat muß weichen. So wenig die Hagelwetterwolke, die über dem wogenden Aehrenfeld hängt, ein Erbarmen hat, so wenig der Indigopflanzer und sein Barkandās. Die unreife Wintersaat wird vor den Augen des jammernden Rayat abgemäht, auf daß der Indigosame Raum habe.

Aber vielleicht bringt die reiche Indigo-Ernte den Schaden doppelt wieder herein? Sehen wir uns die Sache näher an. Schon während die Pflanze noch auf dem Felde steht, beginnen die Plackereien des Faktoreiherrn. Durch den Aufseher wird ihm etwa berichtet, der Indigo stehe dort nicht schön; der Rayat vernachlässige das Feld. Alsobald werden 20 bis 30 Knechte aus der Faktorei dahin geschickt,

um den Acker zu jäten und die Pflanze zu reinigen. Der Taglohn dieser Knechte aber wird auf des Rayats Conto geschrieben und am Tage der Abrechnung ihm von seinem Gewinn abgezogen. Endlich aber kommt die Ernte. Der Aufseher der Faktorei mit seinen Knechten erscheint auf dem Feld, um die Bündel nach dem bestimmten Maaß binden zu lassen. Ein Bündel nemlich soll so groß sein, daß eine 6 Fuß lange Kette dasselbe umspannt. Wenn nun der Rayat dem Aufseher und seinen Knechten ein Geschenk macht, so darf er hoffen, daß die Bündel nach Recht und Billigkeit gebunden werden; versäumt er aber jenes, so hat er es reichlich zu büßen. Entweder wird die Kette um die Bündel so fest zusammengezogen, daß um die Hälfte mehr Kraut in dieselben gepreßt wird, als recht und billig ist; oder die zarteren oberen Theile der Pflanze werden nach der Mitte des Bündels, die dicken holzigen Stengel aber nach oben und unten gelegt und dann die Kette darum gezogen, also daß wiederum der Rayat übermäßig zu Schaden kommt. Doch die garbenartigen Bündel sind endlich fertig und werden in die Faktorei gebracht. Im Durchschnitt liefert eine Bigah Feld etwa 10—12 Bündel; ist die Ernte außerordentlich schön und reichlich ausgefallen, so mögen 20—25 Bündel auf die Bigah kommen. Würden nun in der Faktorei je fünf Bündel mit 1 Rupie (Fr. 2. 50) bezahlt, so könnte der Rayat dabei sein nothdürftiges Auskommen finden. Allein der Indigopflanzer verlangt 8—9 Bündel für eine Rupie und fragt nicht nach einem etwaigen Marktpreis. Ja noch mehr: hat das Feld außerordentlich reichlich getragen, so steigert der Indigopflanzer seine Forderung und verlangt 10 Bündel für eine Rupie. Nicht dem Rayat soll der größere Segen des Jahrs zu Gute kommen, sondern dem Besitzer der Faktorei. Fällt aber die Ernte kärglich aus, oder haben Unwetter und Insekten das Feld verdorben, dann tritt nicht etwa Gegenrecht auf Seiten des Rayat ein, sondern nun muß der empfangene Vorschuß an Geld und Samen mit der gleichen Summe von Indigobüschelu zurückerstattet werden, als wäre es ein günstiges Jahr gewesen, oder wenn er solches nicht zu leisten vermag, so wird seine Schuld auf ein folgendes Jahr ins Schuldbuch eingetragen, mag er auch darüber zu Grunde gehen. Was kümmert den Pflanzer das Wohl oder Wehe des Rayat!

Wie kann ein bengalischer Bauer unter solchen Umständen bestehen? Unter den Regierungsdokumenten, aus denen wir diese Mittheilungen hauptsächlich schöpfen, befindet sich folgende Berechnung:

„Der Rayat erhält vom Indigopflanzer einen nominellen Vorschuß von 2 Rupies (Fr. 5) per Bigah. Ich sage: nominell; denn nachdem er dem Faktorei-Aufseher, dem Schreiber ꝛc. die gebräuchlichen Geschenke gemacht hat, so bleibt ihm davon wenig oder nichts übrig. Aber setzen wir den Fall, er erhalte wirklich seine 2 Rupies, so wird am Schluß einer guten Ernte seine Rechnung folgender Maaßen stehen:

„Eine Bigah des besten Landes soll (setzen wir diesen Fall) 20 Büschel liefern, und je 5 Büschel würden (was aber fast nirgends geschieht,) mit 1 Rupie bezahlt; macht . . Rs. 4. Anna 0. Peis 0.

„Davon sind abzuziehen folgende

Ausgaben:	Rs.	Anna.	Peis.
„Stempelpapier (für den Kontrakt)	0	2	0
„Samen	0	10	0
„Fünf Pflüge	0	10	0
„Ausgaben für die Aussaat . .	0	3	0
„ ditto für das Jäten . .	0	6	0
„ ditto für das Schneiden .	0	4	0
„Grundsteuer an den Semindar .	1	0	0
	= 3.	= 3.	= 0.
„Bleibt zu Gunsten des Rayat	= 0.	= 13.	= 0.

(13 Anna = 52 Kreuzer.)

„Dieß wäre sein Gewinn von einem Jahr im allerbesten Fall. Da aber eine Bigah Feld selten 20 Bündel liefert, und der Pflanzer fast nirgends weniger als 8 bis 9 Bündel für eine Rupie berechnet, so ist klar, daß der Rayat vom Indigobau nur Schaden hat, während Reis, Weizen oder Tabak ihm die Mühe reichlich lohnt."

Warum aber sucht der Unglückliche nicht Abhülfe bei den Gerichten? Wir antworten: was versteht der unwissende, durch langverjährte Leiden tief verkommene, ans Elend wie an eine unausweichliche Nothwendigkeit gewöhnte Bauer Bengalens von den verwickelten schwierigen Formen des indobrittischen Gerichtswesens? Wie soll er die großen Kosten für einen Proceß vor einem englischen Gerichtshof aufbringen? Was wird er gegen die mächtigen einflußreichen Indigopflanzer, diese Herren des Landes, gewinnen? Und spricht nicht der geschriebene, blindlings eingegangene Kontrakt gegen ihn? Ja diese Kontrakte sind in der Hand des Pflanzers ein Strick der Ungerechtig-

keit, womit er den unglücklichen Rayat vollständig in seiner Gewalt hält. Denn in der Regel unterzeichnet der arme Bauersmann ein leeres Blatt Stempelpapier, und erst hintendrein trägt der Schreiber der Faktorei auf dasselbe ein, wie viel Bigah Landes der Rayat mit Indigo anzupflanzen versprochen, wie viel Bündel er per Rupie zu liefern, welche Summe er darauf als Vorschuß empfangen habe. Läßt sich ein ungerechteres System auch nur denken?

Aber Ein Ausweg, wird man sagen, steht ihm doch offen: — daß er uemlich hinfort um jeden Preis es vermeide, neue Kontrakte für den Indigobau mit den Pflanzern einzugehen. Ist er doch ein freier Mann, und Niemand kann ihn zwingen, ein Sklave des Indigopflanzers zu sein. Pflanze er doch, selbst auf die Gefahr hin, dem Semindar in die Hände zu fallen, viel lieber Reis auf seinem Gütchen, mit verhältnißmäßig geringerem Risiko, als daß er vom Regen des Semindars in die Dachtraufe des Indigopflanzers gerathe.

Das ist wohlgemeinter Rath; aber der afrikanische Plantagen-Sklave in Virginien oder Süd-Carolina wird leichter seine Freiheit erkaufen, als der Indigo-Rayat in Bengalen. Dieser wird mit tausend Stricken und Fäden umgarnt, mit tausend Listen und Künsten in die Falle gelockt und an das Interesse des Faktoreibesitzers gekettet. Der sorglose, in den Tag hinein lebende, aller Fernsicht und Berechnung ermangelnde Rayat Indiens kann in der Stunde des Mangels dem Reize des angebotenen blanken Vorschußgeldes nicht widerstehen.*) Er nimmt es an und unterzeichnet den Kontrakt, ohne an

*) Die Verlockung zum Eingehen des Kontrakts geht oft in Gewaltthat über. Ein Missionar des Krischnagor-Distrikts erzählt als Augenzeuge folgenden Vorfall: „Der Gomaschta (Aufseher) einer Indigo-Faktorei kam eines Tags in eine unsrer Dorfkapellen, gerade als die eingeborenen Christen zum Gottesdienst versammelt waren. Er bot dem Katechisten, den er als eine Art Schulzen des Christendorfs ansah, etwas Geld an als 'Dhadhan' oder Vorschuß für den Zweck, daß ein Theil des zum Dorf gehörigen Feldes mit Indigo angebaut würde. Der Katechist wies es fest und entschieden zurück; da warf der Gomaschta das Geld auf den Boden mit der Erklärung, hiemit sei ihm (dem Katechisten) das 'Dhadhan' in Gegenwart von Zeugen ausbezahlt; die Zahlung werde sofort ins Schuldbuch der Faktorei eingetragen und zu seiner Zeit der entsprechende Betrag an Indigobüscheln eingefordert werden. Denn der 'Kontrakt' sei geschlossen. — Und so war es! Aber warum, wird man fragen, hat der Katechist dem Gomaschta das Geld nicht ins Gesicht geworfen und ihn bei den Gerichten verklagt? Ach, mein guter Freund, das paßte wohl für England, oder gienge wohl noch an in Kalkutta,

die Folgen zu denken. Ist er aber einmal der Schuldner eines Indigopflanzers, so läßt ihn dieser nicht wieder los. Er wird mit dem Drahtgeflecht einer nie sich völlig lösenden Schuld umstrickt und kann nimmer heraus. Ganze Dörfer, ganze Distrikte sind in diesen Zauberkreis hineingebannt und wissen keinen Ausweg. Die Kunst des Indigopflanzers hat um ganze Bevölkerungen den Henkersstrick gelegt, den er nach Belieben enger ziehen kann bis nahe zum Ersticken, oder wieder lockern mag, um den Verurtheilten halb wieder zum Leben kommen zu lassen. „Irgend eine augenblickliche Noth," heißt es in den Regierungsberichten, „veranlaßt in der Regel die Rayats, dem Indigopflanzer durch einen Kontrakt sich zu verpflichten. Bei der Ernte aber und der Einlieferung des Färbekrauts in die Faktorei weiß der Pflanzer es unter allen Umständen so einzurichten, daß der Rayat auf dem Schuldbuch stehen bleibt. Es wird ihm vielleicht eine Summe ausgezahlt, die er in der Einfalt für reinen Gewinn hält, erfährt aber gleich hernach, daß er damit für ein neues Jahr belastet ist, und daß er in diesem neuen Jahre vielleicht doppelt so viel Vigah Landes mit Indigo zu bepflanzen hat als früher. Einmal im Schuldbuch der Faktorei, wird sein Name nie wieder herauskommen."

Ist aber, wie wir oben sahen, die Machtfülle eines eingeborenen Semindars eine fast unbeschränkte, so ist es die des europäischen Indigopflanzers in noch höherem Grade. Er ist der fast souveräne Herr über die ihm verpfändeten Rayats. Und wenn der Semindar seine Macht mit unmenschlicher Härte gebraucht, so wissen die indischen Berichte noch Schlimmeres von den Indigopflanzern zu berichten. Die Bauern werden mit Gewalt und unmenschlicher Härte zum Indigobau angehalten. Der Oberaufseher der Faktorei geht in ein Dorf, fordert den Aeltesten der Gemeinde vor sich und erklärt ihm, so und so viel Land müsse mit Indigo angesäet werden. Widerrede wird nicht gestattet. Die besten Felder werden von den Faktoreiknechten durch gewisse Zeichen markirt als für den Indigo bestimmt. Kommt die Saatzeit, so werden die Bauern wie das Vieh ausgetrieben, um die Felder zu bestellen. Widersetzliche werden geschlagen

der Hauptstadt; aber du mußt einmal aufs Land, in die Dörfer gehen, 15 oder 20 Stunden entfernt vom nächsten Gerichtshof, und da ein Jahr oder zwei wohnen, dann wirst du verstehen, wie die Dinge hier zugehen." (Calcutta Christian Intelligencer 1860, pag. 50.)

oder in die Haftlöcher der Faktorei geschleppt. Bricht das ganze Dorf in Aufruhr aus, was nicht selten geschieht, so eilt die Mannschaft der Faktorei mit eisenbeschlagenen Stöcken herbei und treibt die Unglücklichen zu Paaren. „Seit Jahrzehnten," so sagt der Herausgeber des Calcutta Christian Intelligencer, „ja seit Generationen sah man von Zeit zu Zeit ganze Schaaren bewaffneter Männer durch die Indigo-Distrikte ziehen (von wem ausgesandt — das brauchen wir nicht zu sagen); dem Reisbau ward ein Ende gemacht, Dörfer wurden ganz oder zum Theil niedergebrannt und ihre zitternden Einwohner heimathlos und entblößt ins Dschaugel (Sumpfdickicht) gejagt; Menschenleben wurden geopfert und Dutzende während des Kampfes grausam verwundet; Viele wurden ergriffen, oft an Wunden blutend von ihren Verwandten und Freunden weggeschleppt und in dumpfe, feuchte und elende Löcher gesteckt; oder sie wurden halb verhungert bei Nacht von einer Faktorei zur anderen geschleppt, nicht etwa bloß Tage und Wochen, sondern Monate lang, während ihre verzweifelten Familien in Mangel und Elend umherwanderten, um ihren Aufenthalt zu erkunden: — das sind Dinge, für die wir kaum bei unsern englischen Landsleuten Glauben zu finden hoffen können, aber wir schreiben, was wahr ist. . . ."

Dieß Alles gieng vor den Augen der indobrittischen Obrigkeit vor. „Aber," fügt der Intelligencer von Kalkutta bei, „Niemand achtete darauf; vielleicht kam jeweilen einmal ein einzelner Fall vor die Ohren eines [englischen] Distriktsbeamten, und wenn die Unglücklichen etwa kühn genug waren, auf gerichtliche Untersuchung zu dringen, und vielleicht noch etwas Vermögen besaßen oder einflußreiche Freunde hatten, um die Sache vor Gericht betreiben zu können, so ward eine Untersuchung eingeleitet, die aber in der Regel zu Nichts führte. Die Missionare wußten wohl meistens von der Sache, denn die Leute kamen zu ihnen und theilten ihnen ihren Jammer mit; aber wenn Jene es etwa wagten, einen Fall dieser Art öffentlich bekannt zu machen, so erhob sich alsobald ein Schrei des Unwillens und der Entrüstung gegen die — Missionare! Kam es dann gar vor, daß in irgend einem kleinen Nebenumstand die Angabe des Missionars unrichtig war, — daß etwa ein Name oder ein unwesentlicher Zug nicht ganz richtig angegeben war, so warf man ihm in größter Bitterkeit bald Verläumdungssucht und Lüge, bald wenigstens Dummheit und Leichtgläubigkeit vor, und in wenigen Wochen

war die Sache wieder vergessen. Die alte Ungerechtigkeit aber fieng von vorne an, wie es Jahre und Jahrzehnte zuvor gewesen war. Waren doch nur die Eingeborenen der leidende Theil! Handelte es sich doch nur um ihre Reisernten, und nicht um den Indigo!"

So schreibt ein Engländer an Ort und Stelle selbst. Und es ist wahr, die Missionare waren fast die Einzigen, welche den Muth hatten, gegen das schreiende Unrecht ihre Stimme zu erheben. Schon vor zwanzig Jahren schrieb der treffliche Missionar Lacroix in Kalkutta (ein Neuenburger von Geburt, im Dienste der Londoner MG.) mit rückhaltsloser Offenheit gegen diese Mißstände, drang aufs entschiedenste auf Abhülfe und warnte vor den Folgen. Im Jahr 1856 (das Jahr nach dem Santhal-Aufruhr und zugleich das Jahr vor dem großen Militär-Aufstand) wimmelten die öffentlichen Blätter Bengalens von Klagen über das bestehende und stets wachsende Uebel, und manche ernste Stimme warnte die Regierung vor der drohenden Gefahr eines Bauern-Aufstands. Man wies darauf hin, daß zwar der bengalische Bauer von Natur feig, weichlich und unkriegerisch sei, und daß somit ein Ausbruch ähnlich jenem furchtbaren Ueberfall der kriegerischen Bergvölker der Santhals nicht wahrscheinlich wäre; allein es seien doch Zeichen von verzweifelter Erbitterung unzweideutig auch bei den bengalischen Rayats vorhanden, und Niemand könne sagen, wessen dieselben in der Stunde der Verzweiflung fähig sein würden. Die englischen Missionare verbanden sich damals mit andern redlichen Männern des Landes zu einer Petition ans brittische Parlament, übersandten eine ausführliche Denkschrift über die Lage der Dinge an diese oberste Reichsbehörde Englands und baten um schleunige und gründliche Abhülfe. Die Sache kam auch wirklich vor das Haus der Gemeinen in London, und es war nahe daran, daß eine amtliche Untersuchung der bestehenden Uebelstände angeordnet worden wäre. Aber siehe, da brach der Militär-Aufstand von 1857 aus, und es war nicht mehr Zeit, der Sache sich anzunehmen. Wichtigere Aufgaben verschlangen alle Aufmerksamkeit.

Die Barmherzigkeit Gottes waltete über dem brittischen Indien. Hätte während der großen Rebellion die bengalische Bauernschaft gemeinschaftliche Sache mit den Sipahis gemacht, es wäre nicht Ein Engländer in Indien übergeblieben. Aber die Rayats in Bengalen blieben ruhig, und nach zwei schweren Kriegsjahren waren die aufrührerischen Sipahi-Banden zersprengt, die Provinzen beruhigt, das

Land zum Frieden gebracht. Man hätte denken sollen, daß auch die Indigopflanzer aus diesen Jahren der Angst und der Heimsuchung eine Lehre gelernt hätten. Es war nicht der Fall. Es blieb Alles beim Alten. Da hob der gerechte und heilige Gott gegen sie nochmals einen warnenden Finger auf. Zum ersten Mal stand die Rayat-Bevölkerung, so wenig man sie dessen für fähig erachtet hatte, mit furchtbarem Ingrimm gegen ihre Peiniger auf.

Den nächsten Anlaß dazu gab seltsamer Weise, und ohne es zu ahnen, die Regierung selbst. Etliche Rayats im Krischnagor-Distrikt hatten bei dem dortigen englischen Unterbeamten eine Klage erhoben gegen einen Indigopflanzer, der sich schwerer Gewaltthat schuldig gemacht hatte. Dieser Unterbeamte, ein junger unerfahrener Mann, ließ durch den betreffenden Pflanzer sich einschüchtern oder sonst irre leiten, und wies den Kläger mit seiner Sache ab. Nun betrieb der Rayat, unterstützt von seinen Freunden, die Sache weiter und ließ sie bis vor den Statthalter der Provinz, Herrn Halliday, gelangen. Halliday, ein Mann von ebenso großer Erfahrung als wohlwollender Gesinnung, derselbe, der einst den Plan gefaßt hatte, Missionsschulen unter den Santhals einzurichten, war über das Benehmen des jungen Distriktsbeamten in Krischnagor ungehalten und ließ durch seinen Sekretär an ihn eine ernste Rüge ergehen. Ja, es wurde demselben darin mit Absetzung gedroht, falls eine nähere Untersuchung sein Misverhalten wirklich bestätigen sollte. Ueberhaupt war in diesem amtlichen Schreiben das ungerechte, gottlose Verfahren der Indigopflanzer auf's schärfste getadelt und die Erklärung gegeben, daß die Regierung entschlossen sei, die Rayats gegen alle Uebergriffe und Gewaltthätigkeiten der Pflanzer zu schirmen. Sie seien nicht die Sklaven der Indigopflanzer, sondern freie Bürger, wie diese. Dieses Schreiben fand — wir wissen nicht wie — seinen Weg in eine bengalische Volkszeitung, den Hindu-Patriot, und von da in andere einheimische Blätter. Die Kunde davon flog wie ein Blitz durch alle Indigo-Distrikte. Die Pflanzer waren bestürzt. Einen solchen Schlag hatten sie nie zuvor erfahren. Die Eingeborenen aber konnten kaum ihren eigenen Augen und Ohren trauen. Es schien ihnen fast zu gut, als daß es wahr sein könnte, daß der „Lord Sahib" (die brittische Regierung) selbst sich ihrer Sache annehme und wirklich ihnen, statt dem Pflanzer allein, Gehör schenke; ja, daß ihnen in Wahrheit Gerechtigkeit verheißen sei, und daß es ihnen freistehen

soll, Indigo zu pflanzen oder nicht, je nachdem es ihnen beliebe. Denn bis dahin wußten sie nichts Anderes, als daß die Regierung auf Seiten der Indigoherren stehe, und daß die Gewalt, welche diese gegen sie brauchten, ihnen von der Regierung gegeben sei.

Was aber der Ryat-Bevölkerung im Anfang fast unglaublich erschien, daran war bald nicht mehr zu zweifeln. Der amtliche Brief stand ja schwarz auf weiß in den Zeitungen, und Niemand konnte seine Aechtheit bestreiten. Und da war ja zu lesen, daß der Ryat nicht gezwungen sei, sein Feld für den Indigobau herzugeben, sondern daß es in seiner freien Wahl stehe, es zu thun oder nicht. Wer nun den indischen Bauern kennt, wird sich nicht verwundern, daß er aus dem offiziellen Schreiben des Regierungsstatthalters noch viel mehr herauslas, als wirklich darin stand. Er, dem nie in seinem Leben das Glück freier Wahl zu Theil geworden war, der nur von Zwang und Gewalt und willenlosem Gehorsam wußte, verstand (wenigstens geberdete er sich so) unter der Gestattung, hinfort den Indigobau verweigern zu dürfen, einen amtlichen Befehl, daß der Ryat hinfort diese Verweigerung eintreten lassen solle und müsse, und sofort erklärten Hunderte, sie werden ihre Felder nicht mehr dazu hergeben. Es war aber natürlich, daß viele Ryats dabei nicht stehen blieben. Woher hätte der indische Bauer Ehrlichkeit, Gewissenhaftigkeit, Redlichkeit lernen sollen? War er doch selbst sein Lebenlang der Spielball höchster Ungerechtigkeit und Gewissenlosigkeit gewesen. Was Wunder, daß nun auch diejenigen Ryats, die bereits Vorschüsse an Geld von den Pflanzern erhalten und auf Grund derselben Kontrakte für ein oder etliche Jahre eingegangen hatten, ebenfalls ihrer Pflichten sich entbunden glaubten! Der überspannte Bogen schlug auf die Pflanzer zurück, der lange zurückgedrängte Strom durchbrach die Dämme. Ungerechtigkeit und Gewaltthat ward mit Gewaltthat und Ungerechtigkeit vergolten.

Das Unerhörte, das Unglaubliche geschah. Der gefügige, feigherzige, lang unterdrückte Ryat von Bengalen schreitet von der bloßen Arbeitsverweigerung rasch zum offenen Aufstand weiter, und ebendamit zu allerlei Gewalt und Frevel. Banden bewaffneter Bauern durchzogen die Indigo-Distrikte, zuerst in Krischnagor und Murschedabad, dann weiter und weiter bis hinauf nach Radschamehäl und Maldah, und wer etwa noch Indigo zu bauen und die eingegangenen Kontrakte ehrlich zu halten geneigt war, wurde unter Drohungen

gezwungen, an dem allgemeinen Aufstand theilzunehmen. Es war dieß im Anfang März dieses Jahres, unmittelbar vor der Zeit, wo der Indigo-Same in die Erde gelegt werden sollte. „Die Bauern," sagt der Friend of India am 8. März, „sind in diesem Augenblick in drei Distrikten die Meister. Von den Pflanzern ist noch keiner erschlagen worden, aber alle sind bedroht; die Polizei ist ganz und gar nutzlos; ... der erste Blutstropfen aber, der vergossen wird, mag das Signal sein für eine allgemeine Schlächterei. Es wäre Thorheit, erwarten zu wollen, daß die Bewegung bei den Pflanzern stillstehen werde; der Rayat, wenn er einmal seine Kraft kennen gelernt hat, wird sich gegen die besitzenden Klassen überhaupt erheben. Und hat der Tiger einmal Blut gekostet, so wird er nirgends stille stehen. Er wird seine Gläubiger zugleich mit den Schuldbüchern, die wider ihn zeugen, vertilgen."

Man erkennt an diesen Worten des bedeutendsten Blattes in Indien die Gefahr, die aus diesen kleinen bedenklichen Anfängen dem brittischen Reiche in Bengalen drohte. Auch schritt die Bauernschaft rasch zu weiterer Gewalt. Die Indigofaktoreien wurden angegriffen und in Brand gesteckt, die Verwalter und Aufseher geschlagen und gröblich mißhandelt, die Schuldbücher zerrissen und verbrannt. Nur mit Noth entkamen die europäischen Pflanzer. Unter den Aufrührern wuchs der Muth mit dem Erfolg. Alle weiteren Schritte wurden von einem Ausschuß kecker und gewandter Führer geordnet und organisirt. Die Sache nahm immer bedenklichere Dimensionen an.

Es war die höchste Zeit, daß die Regierung mit allen ihr zu Gebot stehenden Mitteln einschritt. Europäische Truppenabtheilungen wurden per Eisenbahn nach den aufständischen Distrikten abgesandt, die Haufen der schlechtbewaffneten und des Kriegshandwerks unkundigen Bauern zersprengt, die Rädelsführer eingefangen und verhaftet. Die Raschheit und Energie des Handelns beugte dem weiteren Umsichgreifen des Waldbrands vor; und so schonend die Regierung wider die empörten Bauern verfuhr, so schlug sie doch nach göttlichem und menschlichem Recht mit aller Kraft und Entschlossenheit Alles nieder, was den Weg des Aufruhrs betreten hatte. Nach wenigen Wochen (Anfang April) konnte berichtet werden, daß die Empörung zu Ende sei.

Zu gleicher Zeit aber wurde von der Regierung eine Ordre erlassen, welche einerseits jeden Versuch zu gewaltsamer Selbsthülfe mit den strengsten Strafen bedroht, andererseits eine amtliche Abhülfe der

bestehenden Uebelstände in Aussicht stellt. In ersterer Hinsicht wird gesagt, daß alle legitimen, zwischen Indigopflanzern und Rayats eingegangenen Kontrakte erfüllt, alle empfangenen Vorschüsse pflichtmäßig von den Rayats zurückerstattet, alle Schulden bezahlt werden müssen. Im Weigerungsfall aber sei der Rayat auszupfänden, bei weiterem Widerstand mit drei Monat Gefängniß zu strafen. Wer Andere zum Ungehorsam aufwiegelt oder Indigofelder beschädigt oder zerstört, kann mit sechs Monat Gefängniß bestraft und bis auf 200 Rupies gebüßt werden. Es ist dieß vollkommen gerecht.

Diese Masregel gilt jedoch nur für die nächsten sechs Monate (bis Ende September, wo die Indigo-Erndte zu Ende ist). Alsdann soll eine genaue amtliche Untersuchung der Misverhältnisse eintreten, und Recht und Gerechtigkeit zwischen Rayat und Pflanzer festgestellt werden. Wir tranen es der Würde der indobrittischen Regierung zu, daß es ihr damit ein Ernst sei.

Durch alle diese schmerzlichen Vorgänge hindurch tönt aber aufs Neue ein Miston, der, obschon nicht neu, doch immer wieder uns peinlich berührt. Gleichwie bei dem großen Militär-Aufstand von 1857 der Mission und den Missionaren die eigentliche und letzte Schnld dieses Ereignisses in die Schuhe geschoben ward, so sagt ein indisches Blatt, das unter dem Einfluß der Indigopflanzer steht und auch den „Preiscourant" des Indigo enthält, geradezu: „Hinter den Rayats stehen die Missionare, und reizen sie auf, ihre Kontrakte zu brechen." Es ist dieß ein Vorwurf, über welchen, so schwer er auch ist, es der Mühe sich nicht lohnt ein Wort zu verlieren. Hat man dem Herrn Jesus selbst die Schuld gegeben, daß er das Volk aufwiegle, — hat man Luthern und der Reformation den Bauernaufstand jenes Zeitalters zur Last gelegt, so hat man auch ein Recht, heute der Mission die Schuld an dem Aufruhr der bengalischen Rayats in die Schuhe zu schieben. Und fast möchten wir sagen, es liege eine gewisse Wahrheit darin. Denn gleichwie die Mission, oder sagen wir besser: das Evangelium, zu allen Zeiten und überall die Würde des weiblichen Geschlechts gegen seine heidnische Herabwürdigung, die Menschenrechte des Negers gegen die Gottlosigkeit der Sklavenhändler und Sklavenhalter vertheidigt und vertreten hat, so ist dasselbe Evangelium auch immerdar für die menschliche Behandlung des Rayat in Bengalen gegen die Ungerechtigkeit des Semindars und des Indigopflanzers eingetreten. Noch mehr; das Christenthum weckt

von selbst und ungesucht in jeder Menschenseele, mag sie auch noch so lange und noch so tief herabgewürdigt und gedrückt gewesen sein, ein Bewußtsein ihrer persönlichen Würde, ihrer menschlichen Rechte, ihres Anspruchs auf persönliche Freiheit. Ists zu verwundern, daß in dem Krischnagor-Distrikt, in Nuddea und Radschamehal, wo Taufende von bengalischen Rayats unter christlicher Pflege und in christlicher Gemeinschaft stehen, der Bauer den Stachel der Ungerechtigkeit empfindlicher fühlt, als anderswo?

Die Mission und das Evangelium weiß nichts von einem Recht des Aufruhrs; es verdammt noch entschiedener, als das weltliche Gesetz, den gewaltsamen Widerstand gegen den Oberherrn. Aber es steigert das Gefühl des natürlichen Menschenrechts und wird kein rechtmäßiges Mittel unversucht lassen, dem Rayat wie dem Indigopflanzer Recht und Gerechtigkeit zu schaffen. Der Mammonsknecht, der ungerechte Bedrücker seiner Mitgeschöpfe, wird immer das Evangelium und die Mission beschuldigen, daß sie zum Aufruhr reizen; denn Recht und Vortheil soll ja immer nur auf seiner Seite sein. Allein die Mission wird nicht aufhören, nach der einen Seite hin zu rufen: „Ihr Knechte, seid gehorsam euren leiblichen Herren, mit Furcht und Zittern, in Einfältigkeit eures Herzens, als Christo;" nach der andern Seite hin aber: „Ihr Herren, was recht und gleich ist, das beweiset den Knechten, und wisset, daß ihr auch einen Herrn im Himmel habt." —

Missions-Zeitung.

Die Vorgänge in **Syrien** haben in der neuesten Zeit vor allem Andern die Aufmerksamkeit verschlungen. Der Libanon, der bis hart an die Küste des mittelländischen Meeres abfällt und dort nur einen schmalen ebenen Küstenstreif (in der Gegend des alten Sidon und Tyrus, und des neueren Beyrut) übrig läßt, ist von zwei verschiedenen Stämmen bewohnt, den halb heidnischen, halb muhamedanischen Drusen und den tiefversunkenen Maroniten, einer christlichen Sekte. Seit Jahrhunderten liegen beide Theile in beständiger Fehde mit einander, und es vergieng kein Jahr, wo nicht Blut floß. Zu der Zeit, als Ibrahim Pascha von Egypten Syrien eroberte (1832), hielt seine eiserne Hand auch die wilden Stämme des Libanon im Zaum, und zum ersten Mal seit Jahrhunderten verstummte in den Bergen der Tumult der unaufhörlichen blutigen Kämpfe. Im J. 1840 mußte Syrien von den ägyptischen Truppen wieder

Der Bauern-Aufstand in Bengalen.

1. Rückblicke auf die Santhals.

Im Laufe der letzten fünf Jahre hatte die brittische Regierung in Bengalen nicht weniger als vier Aufstände zu bekämpfen: zwei Militär-Revolten und zwei Bauern-Erhebungen. Von jenen war der erste jener furchtbare Ausbruch der eingeborenen Sipahi-Armee im Jahr 1857; der zweite hatte die europäischen Regimenter selbst ergriffen, als im Jahr 1859 die Regierung Indiens an die Krone Englands übergieng und somit die bisherigen Compagnie-Truppen in den Dienst der Königin einzutreten hatten. Die Regierung der Königin versäumte und verweigerte es, diesen Truppentheilen neues „Handgeld" zu gewähren, ungeachtet sie als geworbene Soldaten rechtmäßiger Weise nicht ohne neue Anwerbung, und somit nicht ohne neues Werbegeld von einem Herrn an den andern konnten übertragen werden. Entschlossene Verweigerung des Gehorsams und eine bedenklich drohende Haltung auf ihrer Seite nöthigte die Regierung, einen Compromiß mit ihnen einzugehen, und 10,000 Mann mußten auf Kosten der Krone nach Europa zurückgebracht werden, zu einer Zeit, wo sie in Indien so nöthig gewesen wären.

Wenn diese beiden Militär-Revolten uns in erschreckender Weise den unterhöhlten Boden zeigen, auf dem die englische Herrschaft in Indien steht, so haben uns die beiden Bauern-Aufstände der letzten fünf Jahre von einer andern Seite her die Gefahr enthüllt, von welcher England auf indischem Boden unaufhörlich bedroht ist. Wir meinen den blutigen Aufstand der Santhals im Jahr 1855, und die neue bedenkliche, obwohl rasch unterdrückte Erhebung der Rayats oder Ackerbauern gegen die Indigopflanzer im Krischnagor-Distrikt und andern

Copyright 4/1999 XyMaster GmbH www.xymaster.com
ViewFarbSelector Standard* - Euroskala Offset

N12<525277767 021
ubTÜBINGEN
LS

schien er aus seiner Apathie nicht herauskommen zu können. Als die Feierlichkeit vorüber war, zog er sich in seine Wohnung zurück, warf sich auf sein Mattenlager und blieb da allein für den Rest des Tages.

Die Sache bietet viel Stoff zum Nachdenken dar. Man sieht, daß die Maori das Kreuz auf ihre Fahne geschrieben haben, und somit nicht gesonnen sind, den edelsten Erwerb der letzten Jahrzehnte, das Christenthum, preiszugeben. Ferner, wer könnte sie anklagen, daß sie um die bedrohte Existenz ihrer Nationalität, gegenüber den Uebergriffen der Einwanderer, das Aeußerste zu wagen entschlossen sind? Allein abgesehen davon, daß der begonnene und ohne Zweifel lange Kampf Vieles von der errungenen Civilisation zerstören, Vieles von der alten Barbarei wieder ans Licht fördern und den fröhlichen Fortschritt der christlichen Bildung auf Jahre hinaus aufhalten wird, — ist denn zu erwarten, daß diese nationale Bewegung siegreich aus dem Kampfe hervorgehen werde? Sie wird ohne allen Zweifel vor der Uebermacht der Angelsachsen erliegen, und ebendamit wird das Loos dieser edeln und reichbegabten Nation auf immer entschieden sein. Die Maori werden mit der Zeit gleich den Indianern Amerika's verschwinden, und was von ihnen — allerdings ein tüchtiger Bruchtheil — übrig bleibt, wird sich mit dem angelsächsischen Element unter Verlust der eigenen nationalen Eigenthümlichkeit verschmelzen. Es ist ein schmerzlicher Gedanke, aber der geheimnißvolle Gang der göttlichen Schickungen schreitet durch die Völker der Erde dahin, und wer will zu dem Herrn der Heerschaaren sagen: was thust du? Eines nur tröstet uns, daß es eine angelsächsische, eine protestantische Nation ist, welche dieses Geschick an dem Volke Neuseelands auszurichten hat.

Die Erweckungen in Nord-Tinnevelly.

Eine in Indien, so viel uns bekannt ist, noch nie dagewesene Erscheinung (nur die Baslerstationen Cannanur und Talatscheri haben vor etlichen Jahren Aehnliches erlebt) ist die neue Erweckung im Norden des Tinnevelly-Distrikts. Wir können sie nur einestheils als die Frucht der Arbeit jener ausgezeichneten Männer ansehen, die seit 1834 diese Gegenden mit der Reisepredigt durchzogen haben (vergl. das Leben des Miss. Ragland, Miss. Mag. 1859, S. 257 ff.), anderntheils als die Antwort des lebendigen Gottes auf die vielen vereinigten Gebete, die seit der großen Gebetswoche im Januar dieses Jahres allerwärts um eine Ausgießung des heiligen Geistes zum Himmel emporstiegen.

Der Distrikt, in welchem dieses Werk Gottes begonnen hat, liegt im Norden von Palamkotta und Tinnevelly, umfaßt etwa 1200 Dörfer, in denen seit 5—6 Jahren das Evangelium wiederholt durch die Wander-Missionare und ihre eingeborenen Gehülfen verkündigt wurde, und schließt gegenwärtig mehrere kleine Christengemeinden, z. B. in der tempelreichen Stadt Sivagasi, in Strivillipatthur ꝛc., in sich. In letzterem Orte befindet sich auch eine höhere Unterrichtsanstalt für Hindu-Knaben, unter der Leitung des Miss. Huffton. Die jetzigen Reise-Missionare sind

die englischen Brüder Fenn und Gray, sowie drei eingeborene Gehülfen, Joseph Cornelius, Wedhanayagam und Satthianädhen, welche letzte Weihnachten ordinirt wurden. Außerdem machen hin und wieder eingeborene Katechisten aus dem Süden von Tinnevelly Predigtreisen in diesem Distrikt.*)

Im März d. J. nun begann die Bewegung durch die Erweckung einiger Personen in einem Dorfe bei Suvandei. Ein überwältigendes Sündengefühl trieb sie zu ernstem Gebet, allein oder gemeinsam, zum anhaltenden Lesen des Wortes Gottes und zu gegenseitiger Ermahnung. Einige fanden bald Frieden in der Vergebung ihrer Sünden, und giengen nun aus, um Andern, namentlich den Heiden umher, mit großer Kraft das Evangelium zu verkündigen. Die Frauen und Töchter gaben ihren Schmuck her, um die Armen zu unterstützen, und giengen selber aus, ihre Volksgenossinnen zum Heiland einzuladen. Von da aus verbreitete sich die Bewegung weiter. Ein Schulmeister, Namens Moses, der zuvor wenig Zeichen gründlicher Bekehrung gegeben hatte, wurde tief erschüttert, that Buße und drang zum Glauben durch. Seine zanksüchtige böse Frau folgte und fand Frieden. Fast Tag und Nacht waren sie mit vielen Andern in der Kapelle, um zu beten oder die Schrift zu lesen, oder sie giengen unter die Heiden, um sie zum Reiche Gottes einzuladen. Die Stimme des Weinens und Flehens hörte nicht auf. Immer mehrere wurden hinzugethan.

Bis dahin waren die Missionare nicht bei den Erweckten gewesen. Beim ersten Besuch aber fanden sie, daß die von der Bewegung Ergriffenen in Gefahr waren, theils auf starke Gefühlserregungen einen zu großen Werth zu legen, theils mit der Erwartung äußerer Zeichen und Wunder sich zu tragen. Die Ruhe und Nüchternheit der Missionare, ihre gesunde Ermahnung aus dem Worte Gottes und ihre treuen Warnungen vor Irrwegen wandten diese Gefahr ab, und die Leute fühlten sich nur um so glücklicher.

Mittlerweile ergriff, unabhängig von den genannten Orten, die gleiche Bewegung in erhöhtem Grade die Schüler in Hufftons Unterrichtsanstalt zu Strivillipathur. Missionar Gray schildert den ersten Besuch bei ihnen (Mai 1860) folgender Maßen: „Die Knaben wohnen in einem Hause nahe beim Schulzimmer. Dahin giengen wir und fanden sie Alle, zehn an der Zahl, wehklagend und laut schluchzend, etliche auf ihren Knieen, andere am Boden liegend. Ich konnte kaum meinen Augen trauen, und ein unwillkührlicher Schauer durchrieselte alle meine Glieder. Wir giengen bei Allen herum und suchten die Ursache ihres bittern Weinens zu erfahren.

*) Vgl. eine photographirte Gruppe dieser eingeborenen Prediger auf dem Titelbild.
Sitzende Personen: 1. Dem alten Missionar Thomas unmittelbar gegenüber der 70jährige John Devasagayam, seit 30 Jahren ordinirter Geistlicher; 2. hinter ihm sein Sohn und Amtsgehülfe Jesudasen John; 3. und 4. hinter Missionar Thomas, Perianayagam (links) und Madhuranayagam (rechts).
Stehende Personen (von der Linken zur Rechten gezählt): 1. Samuel; 2. Nallatthambi; 3. Isaak; 4. W. T. Sattianadhen; 5. Devanayagam (des greisen John Schwiegersohn); 6. Paul Daniel; 7. Devanayagam von Tinnevelly.

'Die Bitterkeit der Sünde,' war überall die Antwort. Jeder hatte seine Bibel zur Hand, mehrere knieend und mit zum Himmel gerichteten Augen. Etliche waren eifrig mit Suchen nach Schriftstellen beschäftigt. Einer derselben, zuvor der schlimmste von Allen, suchte auch nach einer Stelle in der Schrift, und als er sie fand und gelesen hatte, fiel er gleich darauf zu Boden und schluchzte bitterlich.... Zwei oder drei zitterten am ganzen Leibe und konnten sich dessen nicht erwehren.... Den ersten Anlaß zu dieser Bewegung konnten wir nicht ausfindig machen. Auffallend ist die große Leichtigkeit, mit der sie in ihrer Tamil-Bibel die passenden Stellen auffinden."... Am folgenden Morgen waren die Knaben, obschon sie wenig geschlafen, doch etwas ruhiger. Es ergriff sie aber nun ein unwiderstehlicher Trieb, das Evangelium den Heiden zu verkündigen, so jung sie Alle auch noch waren. Und hier war es wieder erstaunlich, wie sie auf die abrathenden Ermahnungen der Missionare, welche sie mehr in die Stille wiesen, jederzeit die passendsten Bibelsprüche zur Entgegnung bereit hatten. Es war für ihre Lehrer und Seelsorger eine überaus wichtige und ernste Aufgabe, einerseits den Geist nicht zu dämpfen, andererseits der Bewegung die richtigen Geleise anzuweisen und sie vor Verirrung zu bewahren. Der großen Weisheit der Missionare, die überall auf die Beruhigung der aufgeregten Gefühle und auf gründliche Einführung in das Wort Gottes hinarbeiteten, gelang es auch durch Gottes Gnade, bis dahin dieser Erweckung alles Schwärmerische und Ungesunde zu nehmen. Ebendadurch aber ist die Wirkung derselben auch auf die heidnische Umgebung nur um so gewaltiger. Ganze Schaaren von Heiden eilen herbei, um das Unerhörte zu sehen und das Wort Gottes zu hören, und bereits ist eine Reihe von neuen Erweckungen bisheriger Heiden berichtet worden. Nach den neuesten Briefen geht die Bewegung noch immer fort.

Es hat diese ganze Erscheinung unverkennbar eine auffallende Aehnlichkeit mit dem, was in Irland im vorigen Jahr zu Tage getreten ist; aber eben dieß ist um so merkwürdiger, als hier von einer Nachahmung keine Rede sein kann. Denn wenn auch vielleicht Einigen die Kunde von den Erweckungen in Irland und Amerika zugekommen war, so hat diese Kunde doch sicherlich nichts dazu gethan, gerade diese Art der Erweckung hervorzurufen. Auch ist merkwürdig, daß nach dem einstimmigen Zeugniß der Missionare keinerlei aufregende Predigten oder Ansprachen u. dergl. vorangegangen waren, wodurch diese Erscheinungen etwa könnten veranlaßt worden sein.

Gebe Gott, daß dieser gnädige Thau des göttlichen Geistes nicht auf Tinnevelly beschränkt bleibe, und daß eine bleibende Frucht der Gerechtigkeit daraus hervorgehe. Die Gemeinde Gottes daheim aber sieht daraus, daß der Arm des Gebets mächtig auch bis hinüber in die Heidenwelt zu greifen und Großes zu wirken vermag. —

die englischen Brüder Fenn und Gray, sowie drei eingeborene Gehülfen, Joseph Cornelius, Wēdhanayagam und Satthianādhen, welche letzte Weihnachten ordinirt wurden. Außerdem machen hin und wieder eingeborene Katechisten aus dem Süden von Tinnevelly Predigtreisen in diesem Distrikt.*)

Im März d. J. nun begann die Bewegung durch die Erweckung einiger Personen in einem Dorfe bei Surandei. Ein überwältigendes Sündengefühl trieb sie zu ernstem Gebet, allein oder gemeinsam, zum anhaltenden Lesen des Wortes Gottes und zu gegenseitiger Ermahnung. Einige fanden bald Frieden in der Vergebung ihrer Sünden, und giengen nun aus, um Andern, namentlich den Heiden umher, mit großer Kraft das Evangelium zu verkündigen. Die Frauen und Töchter gaben ihren Schmuck her, um die Armen zu unterstützen, und giengen selber aus, ihre Volksgenossinnen zum Heiland einzuladen. Von da aus verbreitete sich die Bewegung weiter. Ein Schulmeister, Namens Moses, der zuvor wenig Zeichen gründlicher Bekehrung gegeben hatte, wurde tief erschüttert, that Buße und drang zum Glauben durch. Seine zanksüchtige böse Frau folgte und fand Frieden. Fast Tag und Nacht waren sie mit vielen Andern in der Kapelle, um zu beten oder die Schrift zu lesen, oder sie giengen unter die Heiden, um sie zum Reiche Gottes einzuladen. Die Stimme des Weinens und Flehens hörte nicht auf. Immer mehrere wurden hinzugethan.

Bis dahin waren die Missionare nicht bei den Erweckten gewesen. Beim ersten Besuch aber fanden sie, daß die von der Bewegung Ergriffenen in Gefahr waren, theils auf starke Gefühlserregungen einen zu großen Werth zu legen, theils mit der Erwartung äußerer Zeichen und Wunder sich zu tragen. Die Ruhe und Nüchternheit der Missionare, ihre gesunde Ermahnung aus dem Worte Gottes und ihre treuen Warnungen vor Irrwegen wandten diese Gefahr ab, und die Leute fühlten sich nur um so glücklicher.

Mittlerweile ergriff, unabhängig von den genannten Orten, die gleiche Bewegung in erhöhtem Grade die Schüler in Huffton's Unterrichtsanstalt zu Strivillipathur. Missionar Gray schildert den ersten Besuch bei ihnen (Mai 1860) folgender Maßen: „Die Knaben wohnen in einem Hause nahe beim Schulzimmer. Dahin giengen wir und fanden sie Alle, zehn an der Zahl, wehklagend und laut schluchzend, etliche auf ihren Knieen, andere am Boden liegend. Ich konnte kaum meinen Augen trauen, und ein unwillkührlicher Schauer durchrieselte alle meine Glieder. Wir giengen bei Allen herum und suchten die Ursache ihres bittern Weinens zu erfahren.

---

*) Vgl. eine photographirte Gruppe dieser eingeborenen Prediger auf dem Titelbild.

Sitzende Personen: 1. Dem alten Missionar Thomas unmittelbar gegenüber der 70jährige John Devasagayam, seit 30 Jahren ordinirter Geistlicher; 2. hinter ihm sein Sohn und Amtsgehülfe Jesudasen John; 3. und 4. hinter Missionar Thomas, Perianayagam (links) und Madburanayagam (rechts).

Stehende Personen (von der Linken zur Rechten gezählt): 1. Samuel; 2. Nallathambi; 3. Isaak; 4. W. T. Sattianadhen; 5. Devanayagam (des greisen John Schwiegersohn); 6. Paul Daniel; 7. Devanayagam von Tinnevelly.